

Bulletin

Das älteste Bankmagazin der Welt. Seit 1895.



«Der Grossvater errichtete unser Haus. Jede Generation baut einfach einen weiteren Stock obendrauf.»
Nitin Saluja, 25, Neu-Delhi (rechts)

Der Mittelstand – wo er blüht, was ihm blüht

Grosses Interview: Henry Kissinger über Chinas Aufstieg

Wilkhahn



Hochwertigkeit in jedem Detail. Graph.

Schon auf den ersten Blick besticht Graph durch das aussergewöhnliche grafische Erscheinungsbild, auf das sein Name verweist. Durch das Zusammenspiel von fliessender Form und klaren geometrischen Linien ergibt sich ein zeitloses Design. Die hochwertige Verarbeitung bis ins kleinste Detail und die zukunftsweisende Sitzkultur bilden die Gene für einen modernen Klassiker.

Ausführliche Informationen unter www.wilkhahn.ch/graph





An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

1 Christina Schott

Die Mitgründerin des Korrespondentennetzwerks *weltreporter.net* lebt seit zehn Jahren in Indonesien. In ihrer Reportage erzählen Vertreter der stark wachsenden Mittelschicht von ihrem Aufstieg.

Seite 16

2 Tian Wei

Die Journalistin ist eines der bekanntesten Gesichter Chinas und moderiert im staatlichen Fernsehen die tägliche Politdiskussion «Dialog». Sie beschreibt, wie der wirtschaftliche Erfolg das Leben der chinesischen Jugend verändert hat – zum Positiven wie Negativen. *Seite 33*

3 Simon Kuper

Der «Financial Times»-Kolumnist zeichnet in seiner Analyse der westlichen Jugend das düstere Bild einer Generation, die infolge der Wirtschaftskrise aus dem Mittelstand zu kippen droht. *Seite 38*

4 Mario König

Der Basler Historiker, einst Mitglied der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, zeichnet den Aufstieg des westlichen Mittelstandes nach und erklärt, was historisch Bedeutendes von ihm bleiben wird. *Seite 50*

Erfolgsmodell Mittelstand

Eine breite Mittelschicht ist für den Wohlstand und das Wohlergehen einer Gesellschaft entscheidend. Der Weltbank-Ökonom William Easterly hat dies empirisch belegt, indem er die Wirtschaftsdaten von 175 Ländern analysierte und in Relation zur Grösse des Mittelstandes setzte. Das Resultat: Länder mit einer grösseren Mittelschicht weisen ein höheres Pro-Kopf-Einkommen und ein höheres Wirtschaftswachstum auf. Mehr noch: Die Grösse der Mittelschicht korreliert auch mit «besserer Ausbildung, besserer Gesundheit, besserer Infrastruktur, besserer Wirtschaftspolitik, weniger politischer Instabilität und mehr Demokratie».

Mittelstand ist also, über alle Kontinente hinweg, ein Erfolgsmodell. Geht es ihm gut, geht es der Welt gut – ökonomisch wie politisch. Darum ist es eine positive Nachricht, dass die globale Mittelschicht breiter und breiter wird. Jedes Jahr stossen laut Berechnungen von Credit Suisse Economic Research zwischen siebzig und hundert Millionen Menschen neu dazu – die meisten davon in Asien.

Diese Entwicklung, die Sie auf den nächsten Seiten grafisch auf einer Weltkarte sehen, zeigt: Von der Globalisierung profitieren nicht nur die traditionellen Industrieländer im Westen, sondern immer stärker auch die Schwellenländer. Und: Sie widerspiegelt den Aufstieg Asiens zum neuen wirtschaftlichen Gravitationszentrum. Der Mittelstand in Europa und vor allem in den USA dagegen, hart getroffen von der Wirtschaftskrise, stagniert und wird in den nächsten Jahrzehnten sogar schrumpfen. Was >



IN DEN WOHNZIMMERN DES MITTELSTANDES
Zehn Familien von allen fünf Kontinenten mit mittleren Einkommen haben uns in ihr Heim gelassen und von ihrem Leben erzählt. Auf dem Titelbild sind wir zu Hause bei der Familie von Nitin Saluja in Neu-Delhi.
Lesen Sie mehr ab Seite 4

bedeuten diese Veränderungen für Asien, Europa und – im Speziellen – die Gesellschaft in der Schweiz? Diesen Fragen widmet sich diese Ausgabe des Bulletin.

Wir besuchten Indonesien, wo die Mittelschicht am schnellsten überhaupt wächst, und berichten, wie das grösste muslimische Land erfolgreich Religion und Fortschritt vereinigt. In der Schweiz trafen wir uns mit Urgrossmutter, Grossmutter, Mutter und Tochter aus einer Familie, die darüber diskutieren, wie sich der Mittelstand in der Schweiz in den letzten neunzig Jahren verändert hat. Und Henry Kissinger, der frühere US-Aussenminister, dem es vor vierzig Jahren gelang, die USA gegenüber dem kommunistischen Erzfeind in Peking zu öffnen, sagt in einem exklusiven Interview, ob der wirtschaftliche Aufstieg Chinas zur Chance oder zur Bedrohung für den Westen wird.

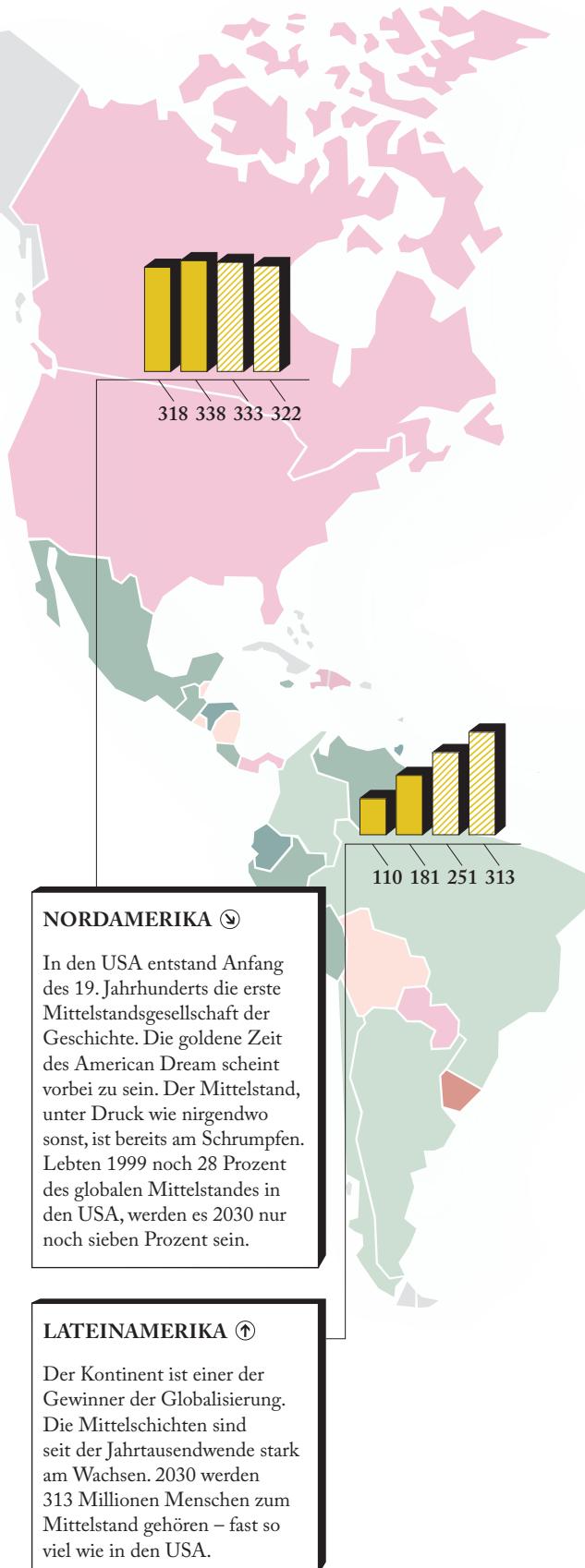
Für die Zukunft der Weltwirtschaft spielt die Mittelschicht eine entscheidende Rolle. Wie sie rund um den Globus lebt, fühlt und denkt, erfahren Sie gleich zu Anfang des Hefts: Zehn Familien gewähren Einblick in ihr Wohnzimmer.

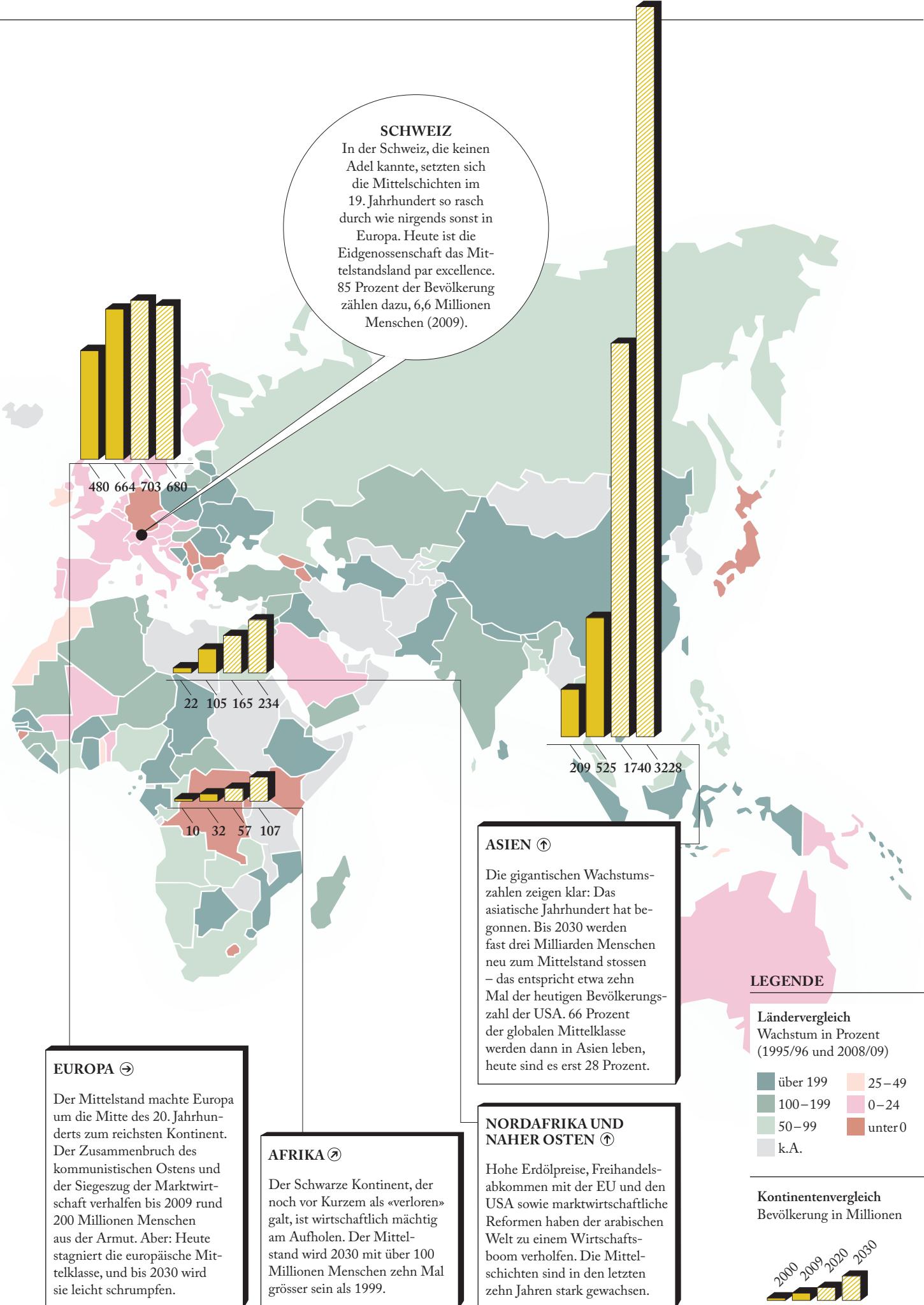
Ihre Redaktion

DER GLOBALE MITTELSTAND

Mittelstand wird je nach Autor unterschiedlich definiert. Hier werden in Entwicklungs- und Schwellenländern Haushalte mit einem täglichen Einkommen zwischen 10 und 100 US-Dollar in Kaufkraftparität zum Mittelstand gezählt (in Anlehnung an den ehemaligen Weltbank-Ökonomen Homi Kharas). Die Untergrenze von 10 Dollar entspricht der Armutsgrenze in Italien, die Obergrenze von 100 Dollar dem doppelten Medianeinkommen in Luxemburg. Für die Industrieländer wird als Untergrenze des Mittelstandes die relative Armutsgrenze gemäss der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) gewählt, das ist die Hälfte des Medianeinkommens eines Landes. Die obersten fünf Prozent der Bevölkerung werden als reich definiert.

Daten und Definition: Bettina Rutschi Ostermann,
Credit Suisse Swiss Macroeconomic Research





Quellen: Homi Kharas, The Emerging Middle Class in Developing Countries, OECD, 2010; PovcalNet: the online tool for poverty measurement developed by the Development Research Group of the World Bank; OECD



KAIRO, ÄGYPTEN

AHMED «SAMY» SALLAM, 32, VERKAUFSLEITER

Ahmed Sallam wohnt mit seiner Frau Heba und Tochter Lama, 6, im Haram-Giza-Quartier von Kairo, einem typischen Mittelstandsquartier in der Nähe der Pyramiden. Sie besitzen eine grosszügige Wohnung, die sie vor sieben Jahren kauften, als das Quartier noch nicht so beliebt war. Sallam arbeitet acht Stunden pro Tag, sechs Tage die Woche als Verkäufer in einem Laden für Unterhaltungselektronik. Er pendelt etwa eine Stunde zur Arbeit. Seine Frau besorgt den Haushalt. Ab und an leistet sich die Familie einen Restaurantbesuch, am liebsten im «Spectra», wo es ausgezeichnete traditionelle ägyptische Küche gibt. Die Familie fährt einen alten Nissan, mit dem sie einmal pro Woche Ahmeds Eltern besucht. Das durchschnittliche Mittelstandseinkommen in Ägypten liegt bei rund 5000 ägyptischen Pfund pro Monat (760 Franken) – Sallam möchte nicht verraten, ob sein Einkommen darunter oder darüber liegt. Nur so viel: Der Grossteil des Lohns fliesst in die Ausbildung der Tochter, die eine Privatschule besucht.

Was fürchten Sie?

— Dass sich die politische Situation in Ägypten weiter verschlechtert.

Was würden Sie mit einem Lottogewinn von 50 000 Dollar tun?

— Ein neues Auto kaufen.

Was ist Ihr Lieblingsgegenstand im Wohnzimmer?

— Die Vorhänge.



NEW YORK, USA

MARS VAN GRUNSVEN, 44, FREIER JOURNALIST

Es gibt vieles im New Yorker Alltag, über das sich van Grunsven beschweren könnte. Etwa die Mieten, die ein entspanntes Leben unmöglich machen, selbst wenn man wie van Grunsven und seine Frau Rachel knapp über 100 000 Dollar verdient. Aber er will nicht klagen, denn ihm ist bewusst, dass viele seiner Freunde in Holland ihn beneiden: Mit Sohn Alex (16 Monate) wohnt die Familie im schönen Fort Greene in Brooklyn – 90 Quadratmeter, sehr komfortabel. Als freier Journalist kann er von zu Hause aus arbeiten, 40 Stunden wöchentlich, während Rachel 20 Minuten in der U-Bahn zu ihrem Job als Illustratorin eines grossen Buchverlags pendelt. Mit dem alten Honda macht die Familie Ausflüge ins Umland, für längere Ferien ist kein Geld da – auch weil die van Grunsvens jährlich seine Familie in Holland besuchen. Seit Alex auf der Welt ist, gehen Rachel und Mars kaum noch auswärts essen, obwohl die Restaurants eine der Attraktionen ihres Viertels sind. Der Kindergarten muss bezahlt werden. Wenn Geld übrig ist, steckt van Grunsven es in den steuerbefreiten Fonds, den er als Alterssicherung angelegt hat.

Was fürchten Sie?

— Dass wir Alex keine gute Ausbildung bieten können: Privatschulen kosten 40 000 Dollar pro Jahr, und die öffentlichen Schulen im Quartier sind nicht gut.

Was würden Sie mit einem Lottogewinn von 50 000 Dollar tun?

— Wir würden das Geld sparen.

Was ist Ihr Lieblingsgegenstand im Wohnzimmer?

— Ist das Ihr Ernst? Die Gegenstände sind mir egal.



CHEXBRES, SCHWEIZ

CAROLINE ANDERES, 38, WISSENSCHAFTLICHE MITARBEITERIN

Sie fühle sich privilegiert, sagt Caroline Andere: Täglich könne sie in die Kunstwelt abtauchen und sich von ihr bereichern lassen. Beim Schweizerischen Institut für Kunsthistorische Arbeitet sie 25 Stunden pro Woche als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Zusammen mit ihrem Mann Arno, einem Innenarchitekten, lebt sie in einer Dreizimmer-Wohnung in Chexbres am Genfersee. Die Wohnung, 80 Quadratmeter gross, gehört ihnen. Sie verdienen gegen 120 000 Franken pro Jahr. Am meisten gäben sie für die Hypothek aus, für die Steuern und für die Krankenkasse, «wie wohl der grösste Teil des Mittelstandes». Ihrem 22 Monate alten Sohn Elio wünscht Caroline Andere, dass er früher als sie selbst Kinder haben wird, mit 30 Jahren. Ob Ausbildung, Wohnen oder Bevölkerungsdruck: Elio werde härterer Konkurrenz ausgesetzt sein. Sie selber habe, anders als ihre Eltern, keine Armut und keinen Krieg gekannt und auch nicht aus Geldmangel nicht studieren dürfen. Sie könne zudem, weil sie sich eine Putzfrau und einen Babysitter leiste, eher die kleinen Freuden geniessen: regelmässig ins Restaurant essen gehen, ein kulturelles Leben führen und Freundschaften pflegen.

Was fürchten Sie?

— Eine schwere Krankheit.

Was würden Sie mit einem Lottogewinn von 50 000 Dollar tun?

— Ich würde das Geld für eine grössere Wohnung auf die Seite legen.

Was ist Ihr Lieblingsgegenstand im Wohnzimmer?

— Unser USM-Möbel – und der Blick auf die Alpen.



NEU-DELHI, INDIEN

NITIN SALUJA, 25, SCHULDENEINTREIBER

Die Firma von Nitin Saluja (auf dem Bild ganz rechts) kauft Schuldscheine aus den USA zu einem reduzierten Preis. Er telefoniert dann die Schuldner ab und versucht, diese dazu zu bringen, ihre Rechnungen zu begleichen. Er ist stark umsatzbeteiligt. Letzten Sommer lief es ihm gut, er kam auf über 30 000 Rupien (500 Franken) pro Monat, was den Neid der Arbeitskollegen hervorrief. Seither hat seine Erfolgsquote gelitten, da die Schuldner in der Vorweihnachtszeit lieber Geschenke kaufen wollten, statt ihren finanziellen Verpflichtungen nachzukommen. Doch Saluja will sich nicht beklagen, die Firma sei sehr grosszügig, er müsse nicht einmal den Kaffee selber bezahlen. Kaffee ist wichtig für ihn, da er oft nachts arbeitet, wenn die amerikanischen Schuldner wach sind. Saluja hat ein Auto und einen grossen Fernseher. Er ist sehr sparsam, er raucht und trinkt nicht. Sein Grossvater hat ein Haus gekauft für die ganze Familie. Er war Künstler, was ein gutes Business in Indien sei. Jede Generation baut nun den eigenen Stock obendrauf. Im Moment wohnen 14 Leute im Haus, alles Verwandte. Salujas Frau ist Christin, er Hindu, das sei kein Problem. Sie wollen Kinder, aber nur eins. Denn zwei würden immer miteinander streiten.

Was fürchten Sie?

— Jemanden aus der Familie zu verlieren.

Was würden Sie mit einem Lottogewinn von 50 000 Dollar tun?

— An einen heiligen Ort pilgern. Einen Teil sparen. Meinem Dad ein Leben ohne Arbeit ermöglichen. Ein Haus bauen. Eine Woche mit einem grossen BMW rumfahren.

Was ist Ihr Lieblingsgegenstand im Wohnzimmer?

— Ich liebe meinen LCD-Fernseher, einen Samsung.



NAIROBI, KENIA

NELLIE CHU CHU, 34, KLEINUNTERNEHMERIN

Kenias Wirtschaft blüht – und damit auch das Geschäft von Nellie Chu Chu. Immer mehr Supermärkte und Restaurants kaufen die Produkte ihrer Gemüseplantage, die sie mit fünf Angestellten betreibt. Ihr Mann Simon ist in der Sicherheitsbranche beschäftigt, beide arbeiten sechs Tage die Woche und verdienen monatlich rund 140 000 Kenia-Schilling (ca. 1 500 Franken), womit sie zur oberen Mittelschicht gehören. 750 Franken fließen in die Miete ihres Hauses am Rande Nairobi, weitere grosse Budgetposten sind die medizinische Versorgung und die Kosten für die Privatschule. Demnächst bezieht die fünfköpfige Familie ihr neues Haus, das sie für 12 Millionen Schilling (ca. 130 000 Franken) erbauen liess und dank einem Zuschuss der Eltern vollständig abzahlen konnte. Das Paar besitzt zwei Autos (Su-baru und Nissan), trainiert dreimal pro Woche im Fitnessklub und trifft sich ein bis zwei Abende mit Freunden auf einen Drink. Einmal im Jahr mietet die Familie ein Ferienhaus in einer Ferienregion bei Mombasa. Im Alltag wird die Familie von einer Nanny unterstützt, zweimal wöchentlich kommt die Putzfrau. Das Kochen teilt sich Nellie Chu Chu mit der Nanny. Vieles habe sich in den letzten Jahren verändert, sagt sie, eines aber nicht: «Afrikanische Männer kochen nicht.»

Was fürchten Sie?

— Dass wir unseren Kindern nicht die bestmögliche Ausbildung ermöglichen können.

Was würden Sie mit einem Lottogewinn von 50 000 Dollar tun?

— In den Ausbau unseres neuen Hauses stecken.

Was ist Ihr Lieblingsgegenstand im Wohnzimmer?

— Die Kinderbücher. Wir lesen mit den Kindern «Aladin», «Cinderella», kaum Afrikanisches.



TOKIO, JAPAN

MASAAKI KOBAYASHI, 51, ART DIRECTOR

Die Kobayashis besitzen in einem grünen Außenquartier Tokios ein Fünf-Zimmer-Haus mit 80 Quadratmetern und kleinem Garten. Ist seine Frau – wie häufig in japanischen Familien – Hausfrau mit kleinen Nebenjobs, so pendelt Kobayashi täglich 40 Minuten zur Arbeit. Zu seinem Einkommen verrät er nur so viel: Der gehobene Mittelstand verdiente etwa 12 Millionen Yen (rund 130 000 Franken), was in der teuren Stadt für ein «anständiges» Leben reiche. Ein grosser Kostenfaktor ist die Privatschule der beiden Söhne. Das Ziel der Eltern ist es, den Kindern «the simple pleasures» – die einfachen Freuden – des Lebens zu vermitteln. Das Auto hat die Familie verkauft, stattdessen besitzt jeder ein Fahrrad. Von den drei Wochen Urlaub pro Jahr verbringen die Kobayashis jeweils zwei mit Campieren auf einer kleinen Insel. Die Fukushima-Katastrophe hat Masaaki Kobayashis Vertrauen in den Staat nachhaltig erschüttert. Er misstraut den heimischen Medien und hält die Regierung für korrupt. Statt sich allein auf die obligatorische Altersvorsorge zu verlassen, investiert er zusätzlich in seinen privaten Pensionsplan. Trotz allem: Für die Zukunft seiner Kinder sei er «superoptimistisch».

Was fürchten Sie?

— Meine Frau. Schreiben Sie das so.

Was würden Sie mit einem Lottogewinn von 50 000 Dollar tun?

— Sparen. Über eine Frühpensionierung würde ich erst ab 5 Millionen Franken nachdenken.

Was ist Ihr Lieblingsgegenstand im Wohnzimmer?

— Der Computer und Fernseher. Den nutzen wir auch als Uhr.



SARAJEVO, BOSNIEN UND HERZEGOWINA

ALMIRA KULAGLIC, 39, ÖKONOMIN

Mittelstandsfamilien wie die ihre gebe es in Sarajevo seit dem Krieg immer weniger, sagt Almira. Zusammen mit ihrem Mann Alen und den beiden Söhnen Dean (12) und Mak (5) lebt sie in einer Fünf-Zimmer-Wohnung (100 Quadratmeter) im Zentrum der Stadt. Heute sei so etwas unerschwinglich; glücklicherweise hätten sie 2001 das Haus der Schwiegereltern um ein Stockwerk erweitert, für 4000 Euro und mit viel Fronarbeit. Seit Almira vor einem Jahr ihren Job bei einer internationalen Hilfsorganisation verloren hat, lebt die Familie von den rund 1000 Euro, die Alen als technischer Leiter einer Baufirma verdient. Fast die Hälfte davon fliesst in die Ausbildung der Kinder: Kindergartenkosten, Basketballklub, Gitarrenstunden, Englischkurs. Fürs Restaurant oder Kino reicht es etwa noch einmal pro Monat, in den Ferien wohnt man bei Verwandten in Italien, Wien oder an der kroatischen Küste. Ihren Eltern sei es in den Zeiten Jugoslawiens besser gegangen, wirtschaftlich wie kulturell. Das Zusammenleben der Religionen werde zunehmend schwierig, sagt die säkulare Muslimin. Trotzdem sei Emigration kein Thema: «Wir wollen bleiben und helfen, die multikulturelle Seele Sarajevos zu bewahren.»

Was fürchten Sie?

— Vieles. Einen neuen Krieg in Bosnien. Aber eigentlich denke ich lieber an das Licht nach dem Tunnel.

Was würden Sie mit einem Lottogewinn von 50 000 Dollar tun?

— Verteilen. Meinen Eltern, meinen Kindern, den Armen in unserer Stadt. Geld bedeutet mir nicht viel. Easy come, easy go.

Was ist Ihr Lieblingsgegenstand im Wohnzimmer?

— Unser Tisch. Hier spielen, diskutieren, singen wir. Hier bin ich glücklich.



MEXICO CITY, MEXIKO

ALVARO SANTILLANA, 36, UNTERNEHMER

In Mexiko, so ist Alvaro Santillana überzeugt, liegt das Wirtschaftswachstum im privaten Sektor. Der Unternehmer verdient mit seiner kleinen IT-Firma mehr denn als Angestellter, doch derzeit reicht sein Verdienst weder zum Sparen noch für Pensionsrückstellungen. Erzielt die Firma Gewinn, wird dieser sofort reinvestiert. Santillana möchte, dass seine zwei Töchter ebenfalls Unternehmerinnen werden. Beide besuchen eine Privatschule, was die Familienkasse am stärksten belastet. Und Santillana fürchtet, es komme noch schlimmer. Da die Hochschulen in Mexiko nicht seinen Qualitätsansprüchen genügen, will er die Zwillinge auf ein College in die USA schicken. Dazu werde er wohl Teile seines Geschäfts verkaufen müssen, sagt er. Die Familie besitzt einen Seat Ibiza, den sie aber nur am Wochenende fährt. Denn obwohl die Familie in der Metropolregion Mexico City mit 20 Millionen Einwohnern lebt, erinnert ihr Alltag an jenen von Dorfbewohnern: Das Leben spielt sich ausschliesslich im Mittelstandsquartier «Doctores» ab, wo alles gut zu Fuß erreichbar ist.

Was fürchten Sie?

— Nicht viel. Auch nicht die Wirtschaftskrise. Sonst hätte ich es nie so weit gebracht.

Was würden Sie mit einem Lottogewinn von 50 000 Dollar tun?

— In mein Geschäft investieren – jeden Peso.

Was ist Ihr Lieblingsgegenstand im Wohnzimmer?

— Das Wohnzimmer ist unser wichtigster Ort. Ich persönlich mag die grossen Fenster, durch die man auf die Strasse sieht.



WOODFORD, AUSTRALIEN
FELICITY ANDERSON, 43, HAUSFRAU

Felicity Anderson ist gelernte Personalfachfrau, aber zurzeit Hausfrau. Sie möchte keine Minute verpassen, wie ihre drei Kinder aufwachsen. Die Familie besitzt einen grossen Toyota und wohnt im eigenen Haus – das sei normal in Australien, denn man traue keinem Vermieter. Die Gegend, in der sie leben, bezeichnet sie als «suburban bush» – halb Vorort, halb Wildnis. Das sei zwar sehr schön, dafür könne der lokale Thai-Hauslieferdienst nicht mit jenem in der Stadt mithalten. Ihr Mann Dat ist IT-Spezialist und pendelt täglich zweimal zwei Stunden nach Sydney, was die Familie belastet. Zwar ist Australien von der Finanzkrise kaum betroffen, dennoch fürchtet er, bei einem Stellenwechsel eine Lohnneinbusse in Kauf nehmen zu müssen. Sein Einkommen liegt bei rund 130 000 australischen Dollar (125 000 Franken) pro Jahr. Statt etwas davon auf die Seite zu legen oder in die freiwillige Altersvorsorge zu investieren, leistet sich die Familie regelmässig Fernreisen. Das sei vielleicht etwas leichtsinnig, sagt Felicity Anderson. Aber sobald die Kinder ausgezogen seien, werde sie wieder arbeiten und anfangen, Geld firs Alter zu sparen.

Was fürchten Sie?

— Dass die Welt zugrunde geht – wir sorgen uns definitiv zu wenig um die Umwelt.

Was würden Sie mit einem Lottogewinn von 50 000 Dollar tun?

— Wäre ich egoistisch, würde ich den Pool und die Küche reparieren. Aber vermutlich würde ich doch alles spenden.

Was ist Ihr Lieblingsgegenstand im Wohnzimmer?

— Das Sofa. Die ganze Familie sitzt gerne darauf und schaut auf die Stadt hinunter.



PALERMO, ITALIEN

NICOLETTA CARINI, 44, ARCHITEKTIN

Nicoletta Carini und Marco, beides Architekten, leben seit 1998 zusammen, sie haben zwei kleine Kinder. Demnächst wird geheiratet. Bis jetzt getrauten sie sich nicht, weil sie dachten, es sei unmöglich, ein Hochzeitsfest zu organisieren, das beiden Familien gerecht wird. Das Paar arbeitet im eigenen Architekturstudio. Mit insgesamt 1500 Euro sind ihre grössten Ausgabenposten das Auto (ein VW Touran mit 196 000 Kilometern), die Gebühren für die Eigentumswohnung und die Hypothek für deren Renovation. Die Wohnung haben die Eltern der jungen Familie überschrieben, selbst hätte sie sich keine leisten können. Der Mittelstand in Italien verdient etwa 33 000 Euro pro Haushalt, die Familie Carini ist knapp darüber. Ihnen gehe es wirtschaftlich deutlich schlechter als den Eltern, sagt Nicoletta, seit 2007 hätten sie keine grosse Anschaffung mehr getätigt. In Italien brauche ein grosser Teil ihrer Generation das Ersparte der Eltern auf. Sollte die wirtschaftliche Erholung längerfristig stocken, müssten ihre Kinder flexibel sein und in der Lage, im Ausland Arbeit zu suchen. Die Familie isst nie auswärts, aber nicht wegen der hohen Preise: In Palermo gibt es vor allem italienische Restaurants. Und italienisch kochen sie am besten zu Hause.

Was fürchten Sie?

— Dass unsere Familie auseinandergerissen werden könnte durch etwas Unvorhergesehenes.

Was würden Sie mit einem Lottogewinn von 50 000 Dollar tun?

— Eine Weltreise mit den Kindern.

Was ist Ihr Lieblingsgegenstand im Wohnzimmer?

— Die Musikinstrumente, obwohl niemand von uns richtig spielen kann.

XF XJ XK

NEU MIT 4x4: JAGUAR XF UND XJ. BEGEISTERUNG, DIE VOR KEINER STRECKE HALTMACHT.

In den neuen 4x4-Modellen von JAGUAR kennt wahre Fahrerfreude keine Grenzen und keine Jahreszeiten mehr: dank intelligentem Allradantrieb und JaguarDrive Control™. Je nach Strassenlage wählen Sie das Fahrprogramm Normal, Dynamic oder Winter – den Rest übernimmt die Technik, die für die optimale Kraftverteilung auf Vorder- und Hinterräder sorgt. So bringt JAGUAR die Leistung des neuen 3.0-Liter-V6-Kompressor-Motors mit den Stärken eines Allradantriebs und dem für JAGUAR typischen Fahrgefühl auf die Strasse.

Erleben Sie den neuen XF und XJ mit 4x4-Technologie jetzt auf www.jaguar-alive.ch oder bei Ihrem JAGUAR-Fachmann auf einer Probefahrt.



**Swiss Deal Prämie:
JAGUAR XF CHF 8'000.-*, XJ CHF 16'000.-***

JAGUAR-ALIVE.CH



HOW ALIVE ARE YOU?



*Abgebildete Modelle: JAGUAR XF 3.0-L-V6 S/C AWD, 340 PS, 4-Türer, CHF 73'600.- (Listenpreis CHF 81'600.- abzüglich Swiss Deal Prämie CHF 8'000.-), Normverbrauch 9.8 l/100 km, CO₂-Emission 234 g/km, Effizienzkategorie G, JAGUAR XJ 3.0-L-V6 S/C AWD, 340 PS, 4-Türer, CHF 112'000.- (Listenpreis CHF 128'000.- abzüglich Swiss Deal Prämie CHF 16'000.-), Normverbrauch 9.8 l/100 km, CO₂-Emission 234 g/km, Effizienzkategorie G (Durchschnitt aller Neuwagen in der Schweiz 153 g/km). Swiss Deal: gültig bis auf Widerruf (Immatrikulationen in der Schweiz) auf den XF- und XJ-Modellen des Modelljahrgangs 2013, ausgenommen 2.2 Diesel und 2.0 Benziner. JAGUAR Free Service: 3 Jahre kostenlose Wartung ohne Kilometerbegrenzung, inklusive Flüssigkeiten.

Bulletin: Mittelstand

OSTEN

Sog des Aufschwungs: Wo sich Millionen von Menschen neue Möglichkeiten eröffnen

- 16 Neues Reich des Mittelstands**
Indonesien ist einer der grossen globalen Aufsteiger. Reportage aus einem Land im Aufbruch.

- 24 Glück auf Rädern**
Darauf fährt die Mehrheit ab:
Der Toyota Corolla ist das meistverkaufte Auto der Welt.



- 26 Wer auffällt, fällt raus**
Konformität prägt Japan.
Im Guten wie im Schlechten.

- 27 Chancen in Afghanistan**
Sima Samar, Trägerin des «Alternativen Nobelpreises», über ihr Land.

- 28 Henry Kissinger über China**
Interview mit dem Doyen der amerikanischen Aussenpolitik.



WESTEN

Angst vor dem Abstieg: Wo die Welt des Mittelstands ins Wanken gerät

- 38 Um die Zukunft betrogen**
Die Jugend von heute: Sie will arbeiten, aber sie kann nicht.
Die Folgen sind unvorhersehbar.



- 44 Mach jetzt keine Szene!**
Dank Hollywood ist auch das bürgerliche Leben ein Drama.

- 50 Das Erbe der Mittelschicht**
Ohne sie gäbe es weder einen entwickelten Sozialstaat noch die Gleichstellung der Frauen.

- 56 Schnell nach oben**
Lottoglück, Betrug, geniale Idee: unkonventionelle Wege für den sozialen Aufstieg.

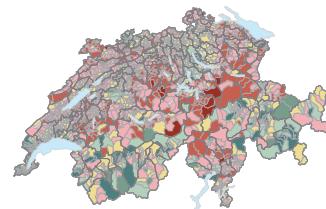
- 58 Lieber weniger, lieber billiger**
Das Konsumverhalten hat sich verändert im schwierigen Wirtschaftsumfeld.

SCHWEIZ

Der Sonderfall: Wo es der grossen Mehrheit gut geht und sie trotzdem verunsichert ist

- 60 «Meine Zeit war die beste»**
Vier Generationen reden über den Wandel des Alltags.

- 68 Schweiz auf dem Prüfstand**
Fakten, Zahlen, Erklärungen zum Zustand des Mittelstands.



- 73 Ein Lob der KMU**
Johann N. Schneider-Ammann über das Rückgrat des Landes.

- 74 Kluge Investition**
Für die Bildung der Kinder werden keine Kosten gescheut.

- 76 Das gehört zum guten Ton**
Konzertorganisator André Béchir über Massengeschmack.

- 78 Kassensturz**
Wofür Schweizer Haushalte ihr Geld ausgeben.

- 80 Das Ende einer Idylle**
Illustriert von Jörn Kaspuhl.



Neu im App Store
Die App «News & Expertise», mit dem neuen Bulletin sowie weiteren aktuellen Publikationen, Artikeln und Videos der Credit Suisse.

www.credit-suisse.com/bulletin



Impressum: Herausgeber: Credit Suisse AG, *Inhaltskonzept, Redaktion: Ammann, Brunner & Krobath AG (www.abk.ch), Gestaltungskonzept, Layout, Realisation: Craft Kommunikation AG (www.crafft.ch), Fotoredaktion: Studio Andreas Wellnitz, Berlin, Druckvorstufe: n c ag (www.ncag.ch), Druckerei: Stämpfli AG, Auflage: 150 000 Kontakt: bulletin@abk.ch (Redaktion), abo.bulletin@credit-suisse.com (Abonnentenservice)*

Die Aufstei



Geschäftsviertel der
Hauptstadt Jakarta:
Zentrum von Indonesiens
Wirtschaftsboom.

ger

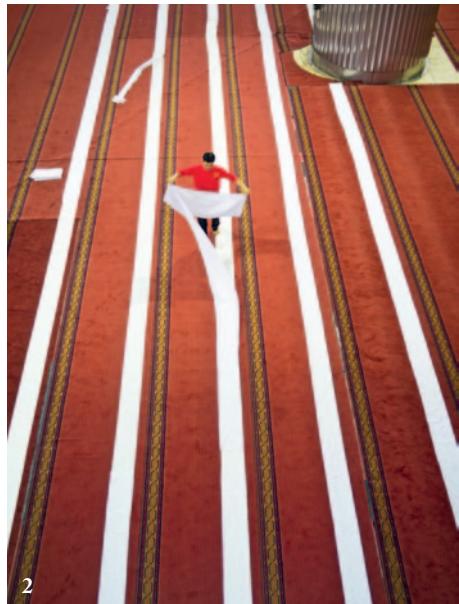


Indonesiens Wirtschaft gehört zu den prosperierendsten der Welt. Immer mehr Menschen können sich immer mehr leisten. Willkommen im neuen Reich des Mittelstands.

Von Christina Schott und
Budi N.D. Dharmawan (Fotos)

WENN MEILINA SARI UND ISKANDAR
Edwin morgens um halb sechs zu ihrem Fahrer ins Auto steigen, ziehen sie in ihr zweites Schlafzimmer. Zwischen Kissenbergen und Snackboxen machen sie es sich so bequem wie möglich, um die nächsten zweieinhalb Stunden noch etwas Ruhe zu finden, bevor ihr Büroalltag losgeht. Die Personalmanagerin eines Mobilfunkanbieters und der Portfoliomanager einer Bank wohnen lediglich 30 Kilometer ausserhalb der indonesischen Hauptstadt Jakarta, doch verbringen sie jeden Tag rund fünf Stunden im Stau. Die beiden Töchter sehen sie unter der Woche nur zum Gutenachtkuss, den Rest erledigen die Ganztagsbetreuung einer internationalen Schule und eine Haushaltshilfe. Das ist der Preis, den sie für ihren hart erarbeiteten Wohlstand bezahlen. Und mit ihnen Millionen von Pendlern, die sich täglich in Jakartas Zentrum ergiessen, dessen einziges Nahverkehrssystem ein völlig überlastetes Busnetz ist.

Allein in der Wohnanlage Kota Wisata im Vorort Cibubur leben etwa zehntausend Familien, die der aufstrebenden Mittelschicht Indonesiens angehören. Ein Haus hier kostet zwischen 50 000 und 130 000 Franken, je nachdem, in welchem der Themenpark-ähnlichen Viertel >



man sich ansiedelt. Der 43-jährige Edwin und seine zwei Jahre jüngere Frau haben sich in den vergangenen zwölf Jahren vom disneyartigen Amerika-Viertel in das japanisch gestylte Kyoto-Viertel hochgearbeitet. Ihr Haus ist voll mit elektronischen Geräten, vom LCD-Flachbildschirm bis zum Multifunktionsofen. Am Wochenende gehen sie mit ihren Kindern in die Shoppingmall – und manchmal fliegen sie nach Singapur oder Bangkok. Und natürlich wollen sie eines Tages nach Mekka pilgern, wie es sich gehört für Muslime.

Das Leben soll bequem sein

Sari und Edwin sind stolz auf sich. Sie stammen beide aus der einfachen städtischen Mittelschicht: Ihre Eltern arbeiteten als Bankangestellte in Jakarta, sein Vater hatte einen kleinen Laden für Baumaterial in der Provinz Yogyakarta. Das Ersparte wurde ins Familienheim und die Ausbildung der Kinder investiert, Ausgaben für Extras wie Reisen gab es nicht. «Die Generation unserer Eltern hat sich nach der Unabhängigkeit von den Holländern aus dem Nichts hochgearbeitet und alles getan, um ihren Kindern ein Leben in Armut zu ersparen», sagt Eric Santosa, Kulturpsychologe und Wirtschaftsberater in Jakarta. «Das Ergebnis ist eine neue Mittelschicht, die nie kämpfen musste und vor allem ein bequemes Leben führen will. Anstatt in eine Solidargemeinschaft zu investieren, geben die meisten ihr Geld für Autos, Smartphones und Markenkleidung aus.»

Indonesien gilt als einer der wichtigsten Aufsteiger der globalen Wirtschaft. Ein Bericht des McKinsey Global Insti-

INDONESIEN IN ZAHLEN

240 Millionen

Einwohner und damit die viertgrösste Bevölkerung der Welt

Die Hälfte davon ist jünger als 25 Jahre alt, 53 Prozent leben in den Städten. Mit über 17 000 Inseln ist Indonesien der grösste Archipel der Welt mit einer Ausdehnung so gross wie Europa.

56 Prozent

gehören zur Mittelschicht

Laut Weltbank wuchs die Mittelschicht zwischen 2003 und 2010 um 61 Prozent auf 131 Millionen Menschen – das sind rund 56 Prozent der Bevölkerung. Die Zahl basiert auf täglichen Pro-Kopf-Ausgaben von 2 US-Dollar.

16. Rang

der grössten Volkswirtschaften der Welt

Mit einem stabilen durchschnittlichen Wirtschaftswachstum von 5,2 Prozent zwischen 2000 und 2010 liegt Indonesien auf Platz drei nach China und Indien. 2012 betrug das Wachstum 6,2 Prozent.

Nr. 1

der Exporteure von Kraftwerkskohle

Ausserdem ist Indonesien der grösste Palmölproduzent der Welt, besitzt eines der grössten Erdgas- und Kupfervorräte und exportiert u.a. Holz, Textilien, Kautschuk, Kaffee, Tabak und Gewürze.



JAKARTA

- 1** — Mobile Strassenküche verkauft Hühnersuppe und Reis.
- 2** — Reinigungspersonal in der Istiqlal-Moschee.
- 3** — Marktforscher Sihombing arbeitet am liebsten von zu Hause aus.
- 4** — Chinesisches Quartier der Wohnanlage Kota Wisata im Vorort Cibubur, wo 10 000 Familien leben.
- 5** — Iskandar Edwin und Meilina Sari mit ihren Töchtern Nadia und Kania.
- 6** — Rooftop Bar auf einem Wolkenkratzer.
- 7** — Indianerkitsch in Kota Wisata.
- 8** — Je nach Quartier kosten die Häuser in Kota Wisata zwischen 50 000 und 130 000 Franken.



tute von September 2012 sagt vorher, dass das Land mit der viertgrössten Bevölkerung der Welt im Jahr 2030 die siebtgrösste Volkswirtschaft bilden werde. Riesige Rohstoffvorkommen, die strategische Lage zwischen Indischem und Pazifischem Ozean sowie ein konstantes Wachstum von rund sechs Prozent im Jahr locken immer mehr ausländische Investoren an – die Regierungschefs von China, den USA, Grossbritannien und Deutschland geben sich die Klinke in die Hand. Für mehr als die Hälfte des Bruttoinlandprodukts ist mittlerweile die Konsumlust der Bevölkerung verantwortlich.

«Es ist die grosse Bevölkerungszahl, die den indonesischen Markt so attraktiv macht», erklärt Jati Andrianto, Vizepräsident der Investmentfirma Asia Strategic Advisory. Allein zwischen 2003 und 2010 sei die Mittelklasse laut Weltbank um 61 Prozent auf 131 Millionen angewachsen. «Diese Menschen haben ihre Grundbedürfnisse bereits gedeckt und können sich sekundäre Wünsche erfüllen.» Besonders beliebt sind Motorräder, Mobiltelefone und Modeaccessoires, die zahlenmäßig erfolgreichsten Unternehmen sind Hersteller von Zigaretten und Instantfood sowie Telekommunikationsanbieter; Indonesien ist weltweit die zweitgrösste Facebook-Nation, bei Twitter liegt es auf Platz drei. Mit der wachsenden Nachfrage überlegen sich immer mehr multinationale Unternehmen, nicht nur nach Indonesien zu exportieren, sondern ihre Produktion hierhin zu verlagern. Das wiederum schafft neue Arbeitsplätze und mehr Einkommen, das ausgegeben werden kann.

Wirtschaftsfaktor Demokratie

Zum Beispiel auch in der Gastronomie, die in den vergangenen Jahren stark gewachsen ist. Im traditionsreichen Majapahit-Hotel in Indonesiens zweitgrösstem Finanz- und Handelszentrum Surabaya zeigt sich der steigende Wohlstand etwa an der zunehmenden Zahl von Hochzeitevents: Knapp zehntausend Euro kostet eine Feier für 200 Leute im kolonialen Fünf-Sterne-Ambiente. Vertriebsmanager Laurent Andy Sadikin ist selbst ein gesellschaftlicher Aufsteiger. Der Sohn eines Seifenfabrikarbeiters konnte durch besondere Studienleistungen ein Stipendium für die Niederlande ergattern. Nach seiner Rückkehr in die ostjavanesche Handelsmetropole arbeitete der heute 33-Jährige zunächst bei den Ketten Somerset und >



RELIGION UND KULTUR

— Nirgendwo leben mehr Muslime

In keinem anderen Land leben so viele Muslime wie in Indonesien: Rund 90 Prozent der 240 Millionen Einwohner gehören dem Islam an. Dennoch ist Indonesien eine säkulare Republik, in der offiziell Religionsfreiheit gilt. Tatsächlich sind nur sechs Glaubensrichtungen staatlich anerkannt: Islam, Katholizismus, Protestantismus, Hinduismus, Buddhismus und Konfuzianismus. Die allermeisten Muslime in Indonesien gelten als moderat. Einen entscheidenden Einfluss darauf haben die Massenorganisationen Nahdlatul Ulama (NU) und Muhammadiyah – mit 40 bzw.

30 Millionen Mitgliedern die grössten muslimischen Organisationen der Welt. Während die NU-Anhänger meist auf dem Land leben, wo der Islam sich oft noch mit lokalen Traditionen mischt, propagiert die Muhammadiyah einen «reinen» Islam. Ihre Mitglieder stammen vorwiegend aus der städtischen Mittelschicht. In den vergangenen Jahren zeichnete sich eine zunehmende Islamisierung nach arabischem Vorbild ab. Dies schlägt sich auch auf die Wirtschaft nieder: Fast jede Bank bietet Syariah Banking an, Lebensmittelproduzenten müssen ihre Produkte mit «halal» (nach islamischem Recht unbedenklich) auszeichnen, und die muslimische Modeindustrie boomt.

Novotel, bevor er den Sprung ins Management von Surabayas wohl berühmtestem Hotel schaffte. Voller Stolz berichtet der Katholik, dass das weihnachtliche Festdinner immer ausgebucht sei – unter den Gästen auch muslimische Geschäftsleute, die das Ferienangebot nutzen.

Das friedliche Zusammenleben der Religionen im Land mit der grössten muslimischen Bevölkerung der Welt war eine wichtige Voraussetzung für die Gründung einer säkularen Republik nach der Unabhängigkeit von den Holländern 1945. «Die Demokratie im heutigen Indonesien ist trotz aller Schwächen ein entscheidender Faktor für den wirtschaftlichen Aufschwung», sagt Wirtschaftsexperte Jati Andrianto. Seit der Demokratisierung, die dem Sturz des Diktators Suharto während der Asienkrise 1998 folgte, zeichnet sich allerdings eine zunehmende Rückbesinnung auf religiöse Werte ab. In der Unterschicht führt dies nicht selten zur Radikalisierung, die Mittelschicht zeigt vor allem Interesse an einer moralisch geprägten Ausbildung ihrer Kinder.

Glaube, Heirat, Kinder

Während Sadikin aus Angst vor muslimischer Dominanz in staatlichen Einrichtungen seine beiden Kinder auf private katholische Schulen schickt, geht der Sohn von Cicilia Indah Setyawati auf eine islamische Schule, «damit er dort über seine Religion erfährt, was ich ihm nicht beibringen kann». Die 37-jährige Krankenhauslaborantin war Katholikin und trat mit der Heirat zum Islam über. Doch selbst nach ihrer Scheidung vor fünf Jahren, bei der sie ihr Heim und ihren Job verlor, blieb sie Muslimin: «Die Religion ist nicht verantwortlich für das, was mir passiert ist.» Die Polizistentochter schaffte, was einer geschiedenen Frau vor 20 Jahren noch un-

möglich gewesen wäre: In Surabaya arbeitete sie sich als Produktmanagerin einer Schweizer Vertriebsfirma für medizinische Geräte so weit hoch, dass sie sich heute ein eigenes Haus und ein Auto leisten kann. Doch bei aller Unabhängigkeit haftet ihr immer das Stigma der Alleinstehenden an: «Meine Eltern drängen mich ständig, wieder zu heiraten, und auch auf der Arbeit werde ich oft angemacht», erzählt sie. «Es wäre schön, wieder einen Mann zu haben.»

Eine Studie des Goethe-Instituts und der Friedrich-Naumann-Stiftung von 2011 ergab, dass für die muslimischen Jugendlichen in Indonesien «verheiratet sein und Kinder haben» der wichtigste Wert nach dem Glauben ist. Das Durchschnittsheimratsalter in Indonesien liegt bei 19 Jahren, und auch viele Akademiker haben mit

Mitte zwanzig bereits Kinder. Wie wichtig dem Mittelstand frühes Heiraten und Kinderkriegen ist, bekommt Andry Kuriniawan zu spüren, den alle Boy nennen. «In meinem Heimatdorf auf Sumatra halten sie mich für abnormal», sagt der 31-jährige Junggeselle, der als Agent einer Singapur-Kunstgalerie in der zentraljavanischen Kulturmetropole Yogyakarta arbeitet und berufshalber oft zwischen Singapur, Hongkong und Taiwan hin und her jettet. «Das alles bedeutet nichts, wenn ich nach Hause fahre. Dort geht es nur darum, dass ich noch keine Frau habe.» In Yogyakarta lebt er in einem eigenen Haus, hier fühlt er sich wohl. «In Yogyakarta leben so viele Studenten und Künstler, dass die Atmosphäre sehr offen ist. Ich glaube, die zunehmend bessere Ausbildung ist entscheidend für den Fortschritt», sagt Boy.

Von der Offenheit in der grössten Studentenstadt des Landes profitiert auch Marketingspezialistin Everyandani Sri Rezeki, die im Auftrag eines Modeunternehmens ein Café im französischen Stil eröffnet hat. Die Kunden von «Chez Moi» sind nicht nur Geschäftsleute und betuchte Hausfrauen, sondern auch – vor zehn Jahren noch undenkbar – Studenten. Die gute Lage in der Nähe mehrerer grosser Universitäten lockt viele junge Mädchen an. Bekleidet mit modischen Kopftüchern, auffälligen Armreifen und Crocs wählen sie zwischen Tiramisù-Torte und Erdbeer-crème. Bevor sie kosten, fotografieren sie die Leckereien schnell noch per Handy und stellen die Bilder auf Facebook.

«Wir haben uns lange umgesehen, welcher Trend Erfolg haben könnte – >



12



13



14



15

SURABAYA

- 9** — Zwiebelverkäuferin im Pabean-Markt.
- 10** — Vertriebsmanager Sadikin vor dem Majapahit, dem besten Hotel der Stadt.
- 11** — Schiff im Hafen, das Motorräder auf die östlichen Inseln bringt.
- 12** — Kinder vor einem Wohnhaus im arabischen Viertel.
- 13** — Cicilia Indah Setyawati hat sich als Produktmanagerin in den Mittelstand hochgearbeitet.
- 14** — Fahrradrikschas gehören zum Strassenbild.
- 15** — Traditioneller Laden für Kosmetik- und Schönheitsprodukte.



16



18

YOGYAKARTA

16 — Kunstagent Andry «Boy» Kurniawan vor einem Wandgemälde des international erfolgreichen Malers Yunizar.

17 — Laden im Kunsthandwerkerdorf Kasongan.

18 — Yogyakarta ist ein Zentrum für Indonesiens Textilindustrie.

19 — Eröffnung einer Ausstellung in der Galerie Kedai Kebun.

20 — Everyandani Sri Rezki führt ein Café im französischen Stil.

21 — Zwei angeblich magische Banyan-Bäume im Palastviertel.

und es läuft gut», erzählt die 27-jährige Café-Managerin. Die Tochter eines Palmölplantagenarbeiters stammt aus der Millionenstadt Medan in Nordsumatra und kam zum Kommunikationsstudium nach Yogyakarta. «Der hohe Bildungslevel hier sorgt für mehr Toleranz, auch Frauen können entscheiden, was sie machen wollen», sagt die Mutter eines zweijährigen Sohns. «So kann ich Familie und Geschäftesleben unter einen Hut bringen.»

Das sind Ziele, von denen Rulas Lebargo Sihombing 550 Kilometer nordöstlich in der Hauptstadt Jakarta träumt. Der 37-jährige Marktforscher hat sich selbstständig gemacht, um ein eigenes Unternehmen aufzubauen. «Tatsächlich aber arbeite ich doch immer nur für meinen alten Arbeitgeber, die Lebenskosten in Jakarta sind einfach zu hoch», sagt der Anthropologe. «Immerhin kann ich nun von zu Hause aus arbeiten und den Stau vermeiden.» Das Modell Homeoffice ist in Indonesien noch eher ungewöhnlich, besonders, wenn es – wie bei Sihombing – in einer christlich-muslimischen Frauen-Männer-WG praktiziert wird. «Viele sind misstrauisch, was wir hier treiben, dabei ist das WG-Leben einfach praktischer: Man ist unabhängig, aber nicht allein – wir teilen die Miete und sparen Transportkosten», so der Sohn eines Pfandverleiher. «Und wenn wir abends mal ausgehen wollen, ist es nicht weit zu einem guten Weinlokal oder Karaokeklub.»

Auf eben solchen Konsum- und Unterhaltungsdrang bauе Indonesiens Wirtschaft, sagt der Gesellschaftsanalyst Eric Santosa; aber es gebe weder ein ideologisches Ziel noch eine ausreichende Vorsorge



INDONESIENS WICHTIGSTE STÄDTE

Jakarta

Das riesige Städtekonglomerat um Indonesiens Hauptstadt Jakarta (9,6 Millionen Einwohner) gilt mit 28 Millionen Einwohnern als eines der grössten der Welt. Das ehemalige Batavia wurde unter der Kolonialherrschaft der Holländer zum Finanz- und Handelszentrum des indonesischen Archipels. Jeden Tag drängen sich endlose Autokolonnen aus den Vorstädten ins Stadtzentrum mit seinen riesigen Bürotürmen und Shoppingmalls – das einzige Nahverkehrssystem in der Innenstadt sind Buswege. Die Industrie ist vor allem in den Vorstädten angesiedelt, Schwerpunkte sind Elektronik, Automobiltechnik, Maschinenbau, Chemie und Biomedizin.

Surabaya

Surabaya ist die Hauptstadt der bevölkerungsreichen Provinz Ostjava und mit 2,9 Millionen Einwohnern Indonesiens zweitgrösste Stadt. Das Einzugsgebiet umfasst rund sechs Millionen Menschen. Zur Zeit der holländischen Kolonialherrschaft war Surabaya das Wirtschaftszentrum des Landes, dessen Wohlstand auf Zucker- und Tabakindustrie aufbaute. Daraus entstand eine blühende Export-Import-Industrie, deren Produktionsstätten sich heute bis weit vor die Stadtgrenzen hinziehen. Wegen seines riesigen Hafens gilt Surabaya als Tor zum Osten Indonesiens.

Yogyakarta

Indonesiens Kulturzentrum Yogyakarta ist eine autonome Stadtprovinz mit 3,5 Millionen Einwohnern, die von einem Sultan regiert wird. Im Stadtgebiet leben etwa 400 000 Menschen. Kunst und Traditionen spielen in der grössten Studentenstadt des Landes eine entscheidende Rolle, die wichtigsten Wirtschaftszweige sind Möbel- und Textilmanufakturen sowie Kunsthandwerk. Die zeitgenössische Kunstszenz der Stadt gilt als eine der bedeutendsten in Südostasien. Malerisch gelegen zwischen dem hochaktiven Vulkan Merapi und der javanischen Südküste, ist Yogyakarta mit zwei Unesco-Weltkulturerbestätten nach Bali das zweitwichtigste Touristenziel Indonesiens.



20



21

gegen die immer grösser werdende Kreditblase. Er mahnt: «Wir können nicht von einer gesunden Wirtschaft reden, solange drei Probleme nicht gelöst sind: zu schlechte Infrastruktur, ineffektive Bürokratie und mangelnde Investitionen in qualifiziertes Personal.»

Doch in Zeiten des rasenden Aufschwungs verhallen solche Bedenken ungehört. Indonesiens neue Mittelschicht plant optimistisch ihre Zukunft. So auch Marktforscher Sihombing, der eine Familie gründen will. Der Ex-Studentenrevolutionär stammt aus einer Batak-Familie, einem protestantischen Volk aus dem Norden Sumatras. Eine Braut, die weder der gleichen Ethnie noch der gleichen Religion angehört, braucht er gar nicht erst nach Hause zu bringen. Mangels anderer Kandidatinnen ist Sihombing mittlerweile bereit, auf eine von seinen Eltern arrangierte Heirat einzugehen: «Danach werde ich genau das sein, was ich früher für unmöglich gehalten hätte – ein gesetzter Familienvater der gehobenen Mittelschicht.» □

Christina Schott lebt seit zehn Jahren als freie Journalistin in Indonesien. Die Mitgründerin des Korrespondentennetzwerks weltreporter.net berichtet vor allem über soziale und kulturelle Themen aus Südostasien.

SCHULDENKRIZE

Ungleichheit und Wachstum – die Theorie

Fördert oder hemmt wirtschaftliche Ungleichheit das Wachstum eines Landes? Die Ökonomen sind uneinig.

So viel ist klar: Ungleichheit wirkt sich auf das Wachstum aus – aber häufig gegensätzlich. Der Ökonom Nicholas Kaldor (1908–1986) etwa ging davon aus, dass Lohnempfänger weniger sparen (können) als Menschen, die ihre Einkommen aus Unternehmensgewinnen erzielen. Eine Umverteilung von Löhnen zu Profiten erhöht so die volkswirtschaftlichen Ersparnisse, ebenso Umverteilung von tiefen zu hohen Löhnen (sofern die Sparneigung bei tiefen Löhnen geringer ist als bei hohen). Hohe Ersparnisse aber sind eine Voraussetzung für Wachstum, da Firmen und Haushalte ihre Investitionen damit finanzieren. Über die Ersparnisse kann deshalb in der Theorie ein positiver Zusammenhang zwischen Ungleichheit und Wachstum entstehen.

Ungleichheit kann das Wachstum aber auch hemmen. Gerade in Schwellenländern wie Indonesien mangelt es häufig an Möglichkeiten, einen Kredit zu bekommen. In den wenig entwickelten Kapitalmärkten fehlt es oft an Informationen (z.B. über Bonitäten) oder an rechtlichen Rahmenbedingungen. Meist kann nur Kredit aufnehmen, wer

Sachanlagen als Sicherheit bietet. Die ungleiche Vermögensverteilung schliesst so viele Menschen vom Kapitalmarkt aus und verhindert die Finanzierung erfolgversprechender unternehmerischer Investitionen oder höherer Bildung. So schwächt Ungleichheit das Wachstum.

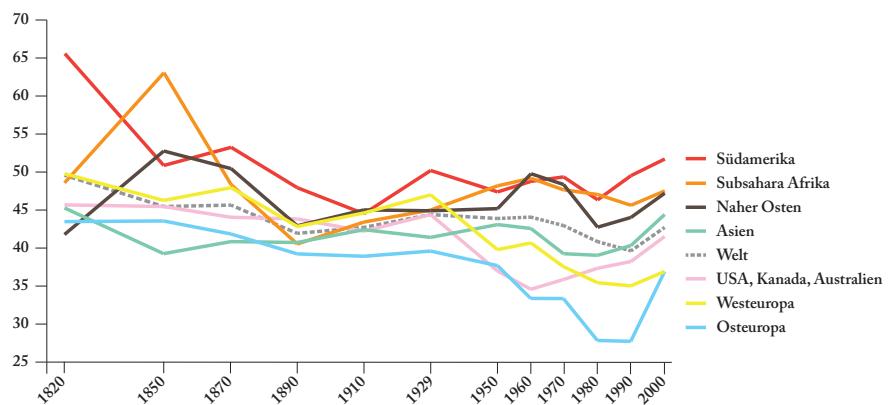
Schliesslich kann Ungleichheit über die Politik auf das Wachstum wirken. Politische Modelle gehen davon aus, dass sich Parteien in Demokratien am Median-Stimmbürger orientieren. Nur so erreichen sie Mehrheiten. Der Median-Stimmbürger orientiert sich am eigenen Nutzen und zählt in ungleichen Gesellschaften zur unterdurchschnittlich verdienenden Hälfte. Dies macht ihn zum Befürworter einer Politik, die Einkommen von der oberen Hälfte zur unteren Einkommenshälfte umverteilt und potenziell den Anreiz schwächt, zu arbeiten oder zu investieren: Ungleichheit hemmt hier das Wachstum.

Die reine Wachstumsperspektive ist allerdings unzureichend, um die fundamentalere, fast philosophische Frage nach der Beziehung zwischen «gerechter» Verteilung und Wohlbefinden einer Gesellschaft zu beantworten.

Niklaus Vontobel, Credit Suisse
Macroeconomic Research.

EINKOMMENSUNGLEICHHEIT SEIT 1820 NACH WELTREGION

Gini-Koeffizient: «0» bei Gleichverteilung, «100» bei maximaler Ungleichheit



Quelle: Van Zanden et al. (2011), The Changing Shape of Global Inequality, CGEH Working Paper Series, Centre for Global Economic History, Universität Utrecht

Zwischen 1820 und 1990 nahm die Ungleichheit weltweit stark ab, vor allem in Südamerika. Seitdem nimmt sie wieder zu, vor allem in Osteuropa (Ende der sozialistischen Systeme im «Ostblock»).



1966



1970

Er läuft und läuft und läuft

Ohne eigenes Auto geht nichts. Und ohne Toyota Corolla schon gar nichts. Das Lieblingsmodell der Mittelschicht ist der meistverkaufte Wagen der Welt.

Von Lars Jensen

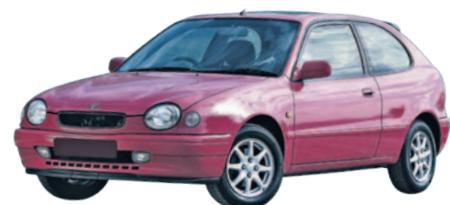
«DIESES AUTO WIRD DER GANZEN Welt Glück und Zufriedenheit bescheren», prophezeite Chefingenieur Tatsuo Hasegawa, als 1966 der erste Toyota Corolla vom Band lief. Doch als ich vor Jahren an einem Flughafen einen gemieteten Corolla bestieg, fühlte ich mich weder im Glück noch zufrieden. Das Erlebnis war aufregend wie ein Schluck abgestandenes Mineralwasser. Die Leute bei Toyota werden sagen: «Wenn er sich langweilt, haben wir alles richtig gemacht.» Denn der galaktische Erfolg des Corolla basiert auf einem Design, das keine Emotion erzeugt. Das Auto soll so vielen Menschen wie möglich in so vielen verschiedenen Kulturen wie denkbar gefallen – deswegen darf er keine Persönlichkeit besitzen. Nur eine Eigenschaft zählt: Zuverlässigkeit. Der letzte Eintrag im Forum des pakistanischen Corolla-Fanclubs vom November 2012 sagt

alles über das Verhältnis des typischen Besitzers zu seiner Karosse: «Habe meinen Corolla mit Allahs Segen gekauft. Seit 2006 ohne Panne 150 000 Kilometer zurückgelegt!» Dann gibt der Mann noch Ratschläge, wie man Holzfurnier-Attrappen am Armaturenbrett befestigt.

Der Stammwagen der globalen Mittelschicht führte auch 2012 mit rund 1,2 Millionen Einheiten die weltweite Zulassungsstatistik an. Voraussichtlich im Frühling 2013 wird Toyota den vierzig-millionsten Corolla feiern. VW schaffte mit dem Käfer etwas mehr als die Hälfte. Hasegawa war inspiriert vom Erfolg des Käfers, und er wollte den ersten wirklich weltweiten Bestseller schaffen. Der Ur-Corolla Generation E10, der aussah wie ein gekürzter Opel Kadett Kombi, war der erste asiatische Wagen, der die technischen Vorschriften Europas und Nord-



2007



1997



1971



1974



1980



1983



1987

amerikas einhielt. Heute ist der Corolla in über 180 Ländern erhältlich.

Ob in Peru oder Saudi-Arabien, in Vietnam oder Kanada: Der Corolla erzählt nicht viel über die Qualitäten seines Besitzers. Man glaubt zu wissen, dass die Person hinterm Steuer einer geregelten Arbeit nachgeht, in einer sauberer Wohnung lebt, seine Steuern vollständig zahlt und als Lieblingsschauspieler Tom Hanks angibt. Das Wort Corolla bedeutet auf Japanisch «Blumenkrone». Passender wäre «grauer Anzug» gewesen. Oder, wie es die «New York Times» 1997 in einer Kritik der achten Generation E110 ausdrückte: «Der Corolla ist grösser, leichter, schneller, sicherer, sparsamer, leiser, komfortabler, beweglicher, haltbarer als seine Konkurrenten. Nur schöner ist er nicht. Deswegen kaufen ihn diejenigen, die nichts von ihrem Auto erwarten, außer dass es ankommt.»

In den westlichen Industrienationen, so heisst es, darbt die Mittelschicht, und wer ihr noch angehört, strebt danach, wie ein Mitglied der Oberschicht zu wirken. Was dazu führt, dass zum Beispiel BMW in einigen europäischen Ländern mehr Wagen seiner 1er- und 3er-Serien verkauft als Opel vom Corsa oder Astra. Darunter leidet auch der Corolla. In Europa verkauft Toyota die Serie seit 2007 unter dem Namen Auris, um das Image der Autos auf-

zufrischen; in Nordamerika rutschte der Corolla nach vielen Jahren an der Spitze der Statistik aus den Top Ten. Im Toyota-Showroom in Manhattan stand seit Monaten kein Corolla mehr. Denn, so sagt Verkäufer Robert, den typischen Käufer gibt es in New York nicht mehr. Roberts Kunden wollen einen Prius oder einen SUV.

Freude bereitet dem Konzern hingegen die boomende Mittelschicht im Rest der Welt. Die Japaner schlossen die Corolla-Fabriken in Australien, Grossbritannien, den USA und eröffneten neue Werke in Indien, Malaysia, in der Türkei und in Venezuela. Als Leitspruch für sein Team hatte Hasegawa 1962 auf eine Tafel geschrieben: «Dies muss ein Auto werden, das auf einer deutschen Autobahn in der mittleren Spur fährt.» Besser kann man den Charakter des Corolla nicht umschreiben. Die Idee mag 47 Jahre alt sein, aber in einer Welt, in der Millionen Menschen aus der Armut in die Mittelschicht aufsteigen, wird der Corolla noch vielen Leuten Glück und Zufriedenheit bescheren. Und in Europa, so schreiben verschiedene Fachblätter, wird Toyota die nächste Generation seines Mittelklassemodells wieder Corolla nennen. □

Lars Jensen lebt in New York und schreibt u.a. für die «Frankfurter Allgemeine Zeitung», «Zeit», «Süddeutsche Zeitung» und den «Spiegel».



1992



1991

Bloss nicht auffallen!

In Japan drängt alles zur Mitte – ein Essay von Christoph Neidhart

Es ist Schulbesuchstag kurz nach den Sommerferien, die Zweitklässler berichten in Kurzvorträgen von ihren Erlebnissen: Viele waren in Tokios Disneyland, viele andere im Sea Paradise von Yokohama. Die Vorträge klingen zum Verwechseln ähnlich. Dabei war ein Mädchen in Kanada, es erwähnt es aber nicht, ein anderes war in Europa. Warum sagt es das nicht? Das tue man nicht. Viele Kinder seien im Ausland gewesen, so die Achtjährige, auf dem Schulhof wurde darüber geredet. Aber im Vortrag nicht. In Japan zählen sich fast alle Leute zum Mittelstand, auch jene, die dazu eigentlich zu reich sind. Und jene, die in der schier endlosen wirtschaftlichen Stagnation der letzten Jahre aus dem Mittelstand abgestiegen sind. Vor allem unter den Jungen hat sich immer mehr Erwerbsarmut eingeschlichen, die man freilich nicht sieht.

Wenn sich fast alle Japaner der Mittelschicht zurechnen, Reiche wie Erwerbsarme, dann taugt der Lebensstandard nicht als Kriterium für die Zugehörigkeit zum Mittelstand. Mittelstand ist in Japan eine Haltung.

Ein pensionierter Direktor eines Stromkonzerns und seine Frau leben das vor. Sie reisen jedes Jahr einmal nach Europa und regelmässig in Japan herum. Dabei steigen sie, wie die Frau sagt, «gerne in guten Hotels ab». In Tokio wohnen sie im eigenen, abbezahlten Haus, sie sind gesund, die Töchter «gut verheiratet». Gleichwohl plagt die beiden die irrationale Furcht, das Geld könnte ihnen ausgehen: Ihre Renten schrumpfen, die Ersparnisse werfen kaum Zinsen ab und mit Aktien hatten sie auch kein Glück. Und man wisste ja nicht, was noch kommt. Gehören Rentner, sollten sie verarmen, gleichwohl noch zum Mittelstand? Die Frage erstaunt die Frau: «Natürlich! In Japan gehören fast alle zum Mittelstand.» Das sei eine Stärke Nippons: «Nicht wie in Amerika.»

In Japan muss man dazugehören – zur Schulkasse, zur Firma, zur Mütterclique, zur Altersgruppe oder eben zum Mittelstand –, das ist ein sozialer Imperativ. Nur wer seine Position in der Gesellschaft kennt, bewegt sich sicher durchs Leben. Einzelpersonen und Aussenseiter akzeptiert diese Gesellschaft nicht. Dieser Konformitätsdruck beginnt schon im Kindergarten.

Im japanischen Bildungssystem sind, anders als bei uns, die hohen Hürden jeweils die Aufnahmeprüfungen. Abschlüsse dagegen

sind Formsache. Wer es an eine renommierte Mittelschule geschafft hat, lehnt sich erst einmal zurück. Wer von einer guten Uni aufgenommen wurde, hat das Diplom fast schon in der Tasche. So ähnlich ist es mit den Firmen: Wer nach der Uni eine Stelle findet, bleibt das ganze Leben in der Firma. Diese behält einen,

selbst wenn man nichts leistet. Heutzutage neigen – zum Schreck der Wirtschaft – immer mehr Japaner zu einem gewissen Konsumverzicht: «Wir brauchen nichts mehr», sagt die Frau des pensionierten Direktors, «nur die Reisen leisten wir uns noch.» Selbst viele sehr Reiche beschränken sich auf Mittelklassewagen, inzwischen meist Hybride, sie wollen nicht auffallen. Und sie fahren ihre Autos länger als früher. Damit gleichen sie sich einer imaginären Mitte an.

Wenn man den Mittelstand als jene Menschen definiert, die sich einen moderaten Luxus leisten können, dann war Japan, jedenfalls seine Städte, eine Mittelstandsgesellschaft, bevor man sich in Europa einen Konsum der Massen jenseits des Notwendigsten überhaupt vorstellen konnte. Schon während der Tokugawa-Zeit (1603 – 1868) konnten es sich viele Japaner leisten, auswärts zu essen. Derweil gab es in Europa noch kaum Restaurants. In der Hauptstadt Edo, dem heutigen Tokio, verkaufte an fast jeder Ecke eine Fast-Food-Bude Sushi

Der Druck zur Konformität hat mitgeholfen, Japan reich zu machen. Doch heute behindert er die Wirtschaft. Wenn alle gleich sein wollen, ragt niemand heraus.

oder Nudeln. Ausserdem gab es in Japan schon damals einen Massentourismus. Hunderttausende, in einigen Jahren sogar Millionen, reisten zu Fuss von Edo nach Kyoto und zum Ise-Schrein, dem höchsten Heiligtum des Schintoismus. Offiziell waren das Pilgerfahrten, aber die Berichte aus jener Zeit erzählen eher vom guten Essen, von den Vergnügungsvierteln und den guten Herbergen an den 53 offiziellen Etappenorten. Die Reisenden konnten sich diesen moderaten Luxus leisten.

Moderne Marktwirtschaften sind erfolgreicher, das belegen Studien, wenn die sozialen Unterschiede gering sind. Japan verdankt seinen raschen Wiederaufstieg nach dem Krieg nicht zuletzt seiner sozialen Homogenität: Alle ordneten sich ein, alle zogen am gleichen Strick. Heute dagegen behindert der Druck zur Konformität Japans Wirtschaft. Weil alle gleich sein sollen, ragt niemand heraus. Beim AKW-Betreiber Tepco hat kein Manager interveniert, obwohl viele von ihnen wussten, dass das Kraftwerk Fukushima nicht sicher war, wie sie später zugaben. Der Gruppendruck, dem sie seit der Primarschule ausgesetzt sind, war zu gross. Offenbar gibt es auch eine Konformitätsfalle. Oder, wenn man sich auf dem Erreichten ausruht, eine Mittelstandsfalle. Man gehört ja dazu, was will man mehr?

Christoph Neidhart ist Tokio-Korrespondent der «Süddeutschen Zeitung» und des «Tages-Anzeigers», er lebt seit 2002 in Japan. Der Basler Journalist ist Autor mehrerer Bücher, u.a. von «Die Kinder des Konfuzius. Was Ostasien so erfolgreich macht» (Verlag Herder).



«Frauen sind der Schlüssel»

Im Sog des asiatischen Wirtschaftsbooms wächst auch Afghanistan. Sima Samar, ehemalige Ministerin und Trägerin des «Alternativen Nobelpreises», über Wege aus der Armut und die Rolle der Frauen.

Von Simon Brunner

Sima Samar, wie hat sich Afghanistan in den vergangenen vierzig Jahren verändert? Das Land war arm in meiner Jugend, aber die Verhältnisse waren besser als heute. Meine Familie gehörte zum Mittelstand, ich besuchte eine gemischte Schulklasse. Das war völlig normal in den 1970er Jahren. Auch durften Frauen abstimmen, noch bevor sie das in der Schweiz überall tun konnten. Unter den Taliban dann konnten meine Nichten gar nicht zur Schule, und danach mussten sie auf eine Mädchenschule – bis heute gibt es nur wenige gemischte Klassen in meiner Heimatgegend. Der Konflikt hat das Rad der Zeit zurückgedreht.

In vielen Ländern Asiens stiegen in den letzten Jahren breite Bevölkerungsschichten aus der Armut auf. Auch in Afghanistan? Dem Mittelstand geht es auch hier besser. Er wächst stark, kleine Geschäfte schiesen aus dem Boden. Und ein junger Mann oder eine junge Frau mit abgeschlossenem Universitätsstudium, des Englischen mächtig und versiert am Computer kommt heute auf einen Monatslohn von

mindestens 1500 Dollar. Damit lässt es sich sehr gut leben. Im Vergleich: Ein Lehrer verdiente bisher etwa 300 Dollar.

Ist das Wachstum von Dauer?

Viele junge Menschen verdienen ihr Geld, indem sie für die Nato arbeiten, zum Beispiel als Übersetzer. Werden so längerfristige Arbeitsplätze geschaffen? Ich weiss es nicht. Aber ich hoffe, die Leute können ihre bei der Nato gelernten Fähigkeiten auch anderswo einsetzen, etwa im Bergbau, der jetzt langsam anrollt.



Sima Samar, 55, ist eine afghanische Ärztin und Politikerin. 2001 war sie Ministerin für Frauenangelegenheiten und 2002 die erste Vorsitzende der afghanischen Menschenrechtskommission. 2012 erhielt Samar den Right Livelihood Award für ihren Einsatz für die Menschenrechte. Der «Alternative Nobelpreis» ehrt Menschen und Initiativen, die Lösungen für die grössten Probleme unserer Zeit finden. Er ist mit 50000 Euro dotiert.

Welche Bedeutung hat der Westen für den Wirtschaftsaufschwung Afghanistans?

Die wichtigste Rolle ist die des Investors. Der Westen sollte Handel betreiben mit uns. Wir haben viele Bodenschätze: Kupfer, Eisen, sogar Gold, Platin und andere seltene Metalle. Ich würde sehr gerne einen Bergbau in Afghanistan sehen, der zusammen mit dem Westen durchgeführt wird und die Lebensbe-

dingungen längerfristig verbessert, indem sich die internationalen Firmen über die reine Exploration hinaus engagieren.

Was sind die innenpolitischen Erfolgsfaktoren?

Es gibt ein grosses Ziel: die Sicherheit des Landes. Diese wird aber nicht allein durch Militärpräsenz hergestellt, sondern durch viele institutionelle Faktoren, allen voran die Rechtsdurchsetzung. In unserer Verfassung ist zum Beispiel die Gleichheit von Mann und Frau verankert. Aber es ist noch ein weiter Weg, bis diese umgesetzt ist. Man darf nicht vergessen: Unter den Taliban war das Wort «Menschenrecht» ein Tabuwort und verboten.

In der Übergangsregierung von Hamid Karzai waren Sie 2001 Ministerin für Frauenangelegenheiten. Was konnten Sie bewirken?

Eine aktive Rolle der Frau in der Gesellschaft ist der Grundstein des Wachstums, das sieht man in vielen Entwicklungsländern. Frauen sind der Schlüssel! Wir konnten Frauen fördern, heute sind 25 Prozent der Parlamentarier Frauen. Das haben wir dank einer Frauenquote erreicht. Auf der anderen Seite hat Afghanistan nach wie vor die tiefste Alphabetisierungsrate der Welt bei Frauen, nur etwa 13 Prozent können lesen und schreiben. Eine gute Ausbildung – nicht nur für Frauen – ist das Wichtigste für den individuellen Aufstieg.

Weil Sie die Scharia hinterfragten, mussten Sie aus der Regierung zurücktreten. Zeitungen nannten Sie den «Salman Rushdie von Afghanistan» und forderten Ihren Tod. Werden Sie heute noch bedroht?

Das war 2002, als die Situation viel schlimmer war. Ich bin sicher, man nennt mich heute noch so, aber zumindest nicht mehr öffentlich. Es scheint, unsere Arbeit war erfolgreich. □

«Die Chinesen erreichten das meiste aus eigener Kraft»

Henry Kissinger, Ex-Aussenminister der USA, hat den Umbruch in China hautnah miterlebt. Seit 40 Jahren kennt er alle Parteigrössen, in Peking ist er noch heute ein gern gesehener Gast. In dieser Zeit hat sich China vom Armenhaus zum Wachstumsmotor der Welt entwickelt. Wie wird das die Volksrepublik und die Welt verändern, Herr Kissinger?

Von Daniel Ammann

DER CHINESISCHE GESCHÄFTSMANN erzählte die Anekdoten an einem Apéro in Hongkong: «Madagascar 3», den erfolgreichen Trickfilm aus den kalifornischen Dreamworks-Studios, sah er mit seinen Kindern in einem Kino in Schanghai – bereits einen Tag, bevor der Film in den USA überhaupt anlief: «Jetzt sind wir den Amerikanern schon auf ihrem eigenen Feld voraus», sagte er und lachte.

Die kleine Geschichte hat eine tiefere Bedeutung. In China wurden letztes Jahr Kinobillette im Wert von 2 Milliarden US-Dollar verkauft. Das Land ist heute, nach den USA und vor Japan, der zweitgrösste Kinomarkt der Welt. Dreamworks plant nun in Schanghai ein riesiges, milliardeneures Unterhaltungs- und Kulturzentrum – und will damit nichts weniger als dem Broadway in New York und dem West End in London Konkurrenz machen.

Wenig vermag den rasanten Aufstieg der chinesischen Mittelschichten besser zu verdeutlichen als dieser Boom der Unterhaltungsindustrie. Die Ausgaben für Freizeit und Unterhaltung sind in China allein letztes Jahr um sagenhafte 56 Prozent gestiegen und betragen mittlerweile 547 Milliarden Dollar – angekurbelt vom privaten Konsum des Mittelstands. Heute verfügt eine stetig wachsende Zahl von Chinesen über genügend Musse und Geld, um Ferien zu machen und sich regelmässig den Besuch von Kinos, Theatern oder Sportveranstaltungen leisten zu können.

Die nominell noch immer kommunistische Volksrepublik hat in den letzten 30 Jahren den wohl beeindruckendsten Wirtschaftserfolg der Geschichte erreicht. Noch Ende der siebziger Jahre war sie eines der ärmsten Länder der Welt – ärmer als zum Beispiel der Sudan, das Armenhaus Afrikas. Das Durchschnittseinkommen betrug 500 Dollar pro Jahr, die Lebensmittel waren rationiert, und ein Teil der Bevölkerung litt Hunger. Jeder dritte Chinese konnte damals weder lesen noch schreiben. China, obwohl das bevölkerungsreichste Land der Welt, trug keine zwei Prozent zur globalen Wirtschaftsleistung bei.

Heute ist China die zweitgrösste Volkswirtschaft der Welt mit einem Bruttoinlandprodukt von rund 7,3 Billionen Dollar. Kein Land exportiert mehr Güter. Ein Beispiel: 3 von 4 Laptops kommen mittlerweile aus China. Das Durchschnittseinkommen beträgt kaufkraftbereinigt 8466 Dollar pro Jahr – 17 Mal >



Äußerst aktive «Politlegende»: Ex-US-Aussenminister Henry Kissinger, 89, ist auch heute noch ständig unterwegs irgendwo auf der Welt. Seine geheime Mission von 1971 gilt als der Anfang der Annäherung zwischen China und den USA.



Kommunismus und Konsumismus sind keine Gegensätze mehr: Werbeplakat für die Eröffnung einer Fast-Food-Filiale in Schanghai. Die Essgewohnheiten in China haben sich so stark verändert, dass bereits vor einer drastischen Zunahme von Übergewicht und Fettleibigkeit gewarnt wird.

«Ein Land mit 1,3 Milliarden Menschen, das sich wirtschaftlich gut organisiert, wird zwangsläufig zu einem gewaltigen Konkurrenten.»

mehr als noch vor 30 Jahren. 1999 zählten erst 11,9 Millionen in China zum Mittelstand. 2008 waren es bereits 157 Millionen. Und im Jahr 2020 werden es bereits um die 500 Millionen sein (Zahlen Credit Suisse Economic Research).

Der wirtschaftliche Erfolg ist eng mit der Öffnung Chinas gegenüber dem Westen und dessen Marktwirtschaft verbunden. Ab Ende der 1970er Jahre schuf das Land unter seinem starken Mann Deng Xiaoping wirtschaftliche Sonderzonen, förderte ausländische Direktinvestitionen und verankerte schliesslich sogar den Schutz des Privateigentums in der Verfassung. Es war eine streng geheime Mission, die diese wirtschaftliche und politische Annäherung Chinas erst möglich machte. Am 9. Juli 1971 reiste Henry Kissinger, damals Nationaler Sicherheitsberater von US-Präsident Richard Nixon, heimlich nach Peking. Sein Besuch ebnete den Weg zum historischen Treffen von US-Präsident Richard Nixon mit dem chinesischen Parteiführer Mao Zedong im Februar 1972, das schliesslich zur Normalisierung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern führte. Kissinger wurde mit diesem diplomatischen Schachzug zur «Politlegende», wie der «Spiegel» einst schrieb.

89 Jahre alt ist der ehemalige Außenminister der USA heute und aktiv wie eh und je. Sein Terminplan, sorgt sich seine Sekretärin, sei «furchtbar». Ständig ist er unterwegs, seine Wohnung in New York sieht er selten. Wir treffen ihn in Hongkong, im Rahmen des hochkarätigen Credit Suisse Salons, der seit 2008 Entscheidungsträger, Meinungsführer und ausgewählte Kunden zusammenbringt. Am Salon spricht er über die amerikanisch-chinesischen Beziehungen – und zeigt sich als ebenso brillanter wie besonnener Analytiker.

Wenn einer eine Ahnung hat, wo hin die Reise Chinas geht und was sie für den Westen bedeutet, dann er, der als Heinz Alfred Kissinger im bayrischen Fürth geboren wurde und 1938 als Jude vor den Nazis in die USA floh. Seit vierzig Jahren hat noch jeder US-Präsident seinen Rat gesucht, wenn es um Asien ging, egal ob Republikaner oder Demokrat. In China ist er hoch angesehen. Er hat jeden Parteichef persönlich gekannt, auch den vor Kurzem eingesetzten Xi Jinping, den er als «bedacht» und «durchsetzungsfähig» beschreibt. «I don't have

much time», sagt er mit tiefer, knarrender Stimme und mit markantem deutschem Akzent, «let us start.»

Als Sie 1971 zum ersten Mal nach China reisten: Was fiel Ihnen besonders auf?

Ich sah natürlich nur das, was die Chinesen mich sehen lassen wollten. Es gab praktisch keinen Autoverkehr. Die Strassen waren rudimentär. Ausserhalb der grossen Städte gab es keine Hotels, die diesen Namen verdient hätten. Das Essen aber war stets gut – jedenfalls das Essen, das mir vorgesetzt wurde. Und die Gastfreundlichkeit war hervorragend. Ich war von Anfang an beeindruckt, mit welcher Würde und welchem Geschick die Chinesen gegenüber hochrangigen amerikanischen Gästen auftraten.

Hatten Sie damals gedacht, dass China einst wirtschaftlich derart erfolgreich sein könnte?

Das war unvorstellbar, dafür gab es keinerlei Hinweise. Mao zeigte in unseren Gesprächen praktisch kein Interesse an einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit den USA. Er sagte wohl, dass er für den Handel sei, hat ihn dann aber nie gefördert. Ihn interessierte Chinas ideologische Reinheit mehr als dessen wirtschaftlicher Aufschwung. Ich möchte aber betonen: Wir gingen nicht auf China zu, weil wir gross Handel treiben wollten. Unsere Gespräche hatten einen strategischen Zweck. Wir dachten, dass es in unserem strategischen Interesse läge, China und die Sowjetunion gegeneinander auszuspielen.

Wann realisierten Sie, dass sich Grundlegendes ändert?

Das war 1979 in einem Gespräch mit Deng Xiaoping. Deng wollte ganz offensichtlich wirtschaftliche Reformen vorantreiben. Ihm war der wirtschaftliche Aufschwung wichtig. Die Menschen, sagte er mir, sollten an dem, was sie erzeugen, teilhaben können. Ich bin mir nicht sicher, ob ich glaubte, dass Deng das auch vollbringen könnte, aber ich hatte grosse Achtung vor ihm.

Was rieten Sie ihm?

Ich sagte ihm, dass er sich in Amerika eher an die Industrieunternehmen halten solle und weniger an das Finanzamt, wenn er die Märkte entwickeln wolle. Ich schickte einige amerikanische Indus- >

«Das Aufkommen einer Mittelschicht bringt Änderungen mit sich, die unvorhersehbar sind.»

trielle nach China, um Deng zu helfen. Die erste Gruppe berichtete mir dann, dass die Lage hoffnungslos sei. Die Chinesen hätten fünf oder zehn Mal mehr Arbeiter als Jobs. Die Staatsfirmen seien völlig ineffizient. So, wie ich es sehe, erreichten die Chinesen schliesslich das meiste aus eigener Kraft.

DENG ERKANNTETE, DASS CHINA SEINE Rückständigkeit ohne Schutz des Privateigentums, ohne internationales Kapital, ohne ausländische Technologie, ohne Zugang zu den Weltmärkten – sprich: ohne Globalisierung – nicht überwinden würde. Dazu war für einen Kommunisten, der einst als Hardliner galt, ideologische Flexibilität nötig. Deng hielt sein Credo in einem berühmt gewordenen Satz fest: «Es spielt keine Rolle, ob eine Katze schwarz oder weiss ist; wenn sie Mäuse fängt, ist sie eine gute Katze.»

Um bei diesem Bild zu bleiben: Die chinesische Katze ist heute eine sehr gute Katze – und sie jagt immer mehr auch für den Westen. War die Globalisierung ursprünglich stark getrieben durch tiefere Produktionskosten in den Entwicklungs- und Schwellenländern, so ist sie es heute immer mehr durch die Erschliessung neuer Absatzmärkte in Asien. Dank den Mittelschichten haben sich robuste Binnenmärkte entwickelt, die westlichen Firmen helfen, die stagnierende Nachfrage im Westen zu kompensieren.

«Die neue asiatische Mittelklasse wächst rapide an», schreibt der Ökonom Homi Kharas in einer OECD-Studie: «Sie hat bereits die nötige Grösse, um der Welt das Wirtschaftswachstum zu verschaffen, das sie braucht.» Nur dank der starken Zunahme des Handels mit den Schwellenländern, hält der Internationale Währungsfonds fest, ist der globale Handel in den letzten Jahren trotz Finanz- und Wirtschaftskrise um die fünf Prozent gewachsen und nicht in eine Rezession gerutscht. Das aber weckt im Westen zusehends auch Ängste vor der neuen Konkurrenz in Asien.

Handel und Wirtschaftsbeziehungen haben, historisch gesehen, das internationale System stets stabilisiert. Gilt das auch heute noch, mit einer aufstrebenden Macht wie China?
Das ist in der Ära der Globalisierung etwas komplizierter geworden. Ein Land mit einer Bevölkerung von 1,3 Milliarden Menschen, das sich wirtschaftlich gut

organisiert, muss zwangsläufig, allein schon wegen seines Massenmarktes, zu einem gewaltigen Konkurrenten werden. Das ist unvermeidlich und liegt in der Natur der Wirtschaft. Je mehr die chinesische Wirtschaft etwa Hightechprodukte entwickelt, desto öfter wird sie mit amerikanischen und europäischen High-techfirmen in Konflikt kommen.

Sehen Sie den wirtschaftlichen Aufschwung Asiens eher als Bedrohung oder als Chance für den Westen?

Die meisten Ökonomen gehen davon aus, dass das Wachstum der Weltwirtschaft von der wirtschaftlichen Entwicklung in Asien abhängt. Das Wachstum im Westen genügt nicht, um unseren Wohlstand aufrechtzuerhalten. *This is a fact of life.* Der Erfolg von vielen amerikanischen und europäischen Firmen hängt existenziell an China und Asien. So gesehen, ist China eine Chance. Die Frage ist nun, ob das Land dank seinem Wachstum eine immer dominierendere Rolle im internationalen System erreicht und so für den Westen auch zur Bedrohung wird.

Ihre Antwort?

Das kann man noch nicht sagen. Es hängt zum Teil auch vom Westen ab. Wenn wir weiterhin unsere Probleme lösen, wenn wir uns weiterhin an der Spitze der Innovation halten, wenn wir also tun, was der Westen in der Vergangenheit mehrere Jahrhunderte tat, dann bleiben wir konkurrenzfähig. Wenn nicht, werden wir den Preis dafür bezahlen. Es liegt also auch an uns.

Schon in wenigen Jahren, laut OECD im Jahr 2016, wird China die grösste Volkswirtschaft der Welt sein.

China wird wohl die grösste Wirtschaft haben, aber wir müssen realistisch bleiben. Selbst wenn das chinesische Bruttoinlandprodukt gleich gross oder sogar grösser als das der USA ist, hat China eine vier Mal so grosse Bevölkerung. Der durchschnittliche Chinese wird noch lange viel weniger besitzen als ein Amerikaner. Und China hat enorme demografische und soziale Probleme zu bewältigen. Die Ein-Kind-Politik zum Beispiel führt zu einer Überalterung der Bevölkerung.

Könnte China sogar zu einer militärischen Gefahr werden? Der Konflikt mit Japan >

Lieber ein gutes Herz als eine teure Uhr

Mehr Freiheiten, mehr Möglichkeiten, mehr Kaufkraft: Den meisten Chinesen geht es heute deutlich besser als früher. Doch neue Zeiten schaffen auch neue Probleme.



Tian Wei, TV-Journalistin.

Ich bin froh, arbeite ich in unserer Zeit in China als Journalistin und Fernsehmoderatorin. Mein Land ist derzeit einer der interessantesten Orte der Welt. Wir haben Freiräume, wir haben Möglichkeiten. Du kannst vieles erreichen, wenn du dir Mühe gibst und hart arbeitest. Es ist wie der Amerikanische Traum vor einigen Jahrzehnten, aber heute ist es der Chinesische Traum.

Der grösste Unterschied zum Leben meiner Eltern ist sicher, dass wir einen viel intensiveren Kontakt zu anderen Ländern und Kulturen pflegen können. So arbeitete ich etwa in Washington, ich berichtete über die Kriege im Irak und in Afghanistan, ich moderierte Podien am Weltwirtschaftsforum in Davos. Ich sehe meinen Beruf auch als

Chance, China mit dem Rest der Welt zu verbinden. Das alles wäre für meine Eltern unmöglich gewesen. Ihre Generation hatte Zugang zur Sowjetunion. Sie hatten womöglich russische Freunde, vielleicht lernten sie eine fremde Sprache. Aber das war's dann – eine sehr andere Welt als heute.

Meine Generation wagt es viel eher, ihren Träumen nachzuleben. Sie hat auch mehr Mut, nach dem Wie und Warum zu fragen. Wir haben so viel mehr Möglichkeiten. Auf der anderen Seite ist unser Leben aber viel weniger vorhersehbar. Meine Eltern wussten ziemlich genau, als sie jung waren, wo sie in zehn oder zwanzig Jahren arbeiten und leben würden. Heute ist es viel schwieriger herauszufinden, wer man sein will. Viele junge Leute, die ich kenne, haben Angst, all den Ansprüchen, die sie an sich selber stellen, nicht gerecht werden zu können.

Die steigende Kaufkraft in China hat eine gute und eine schlechte Seite. Die gute: Sie hilft, den Konsum im eigenen Land anzukurbeln und so unsere Märkte unabhängiger vom Ausland zu machen. Die chinesischen Konsumenten können heute zudem besser als früher zwischen guter und schlechter Qualität unterscheiden. Dieser «bewusste Konsum», wie ich ihn nennen möchte, führt dazu, dass unsere Wirtschaft innovativer und kreativer wird.

Schlecht finde ich dagegen die passive Konsumhaltung, die auch entstanden ist. Wir kennen ein Phänomen, das wir «Die ältere Generation beissen» nennen: Junge Leute leben auf Kosten ihrer Eltern und Grosseltern. Es herrscht unter der jüngeren Generation eine gewisse finanzielle Frustration. Ein Beispiel: Weil die Immobilienpreise hoch sind, ist es sehr schwierig, von zu Hause auszu ziehen und eine Wohnung zu kaufen oder nur schon zu mieten. Das wird natürlich zum Problem, wenn man heiraten möchte. Trotz dieser finanziellen Herausforderungen finde ich, dass die Leute geistig unabhängig bleiben soll-

ten. Ein gutes Herz zu haben ist wichtiger, als eine teure Uhr zu tragen.

Sorgen bereiten mir die stetig wachsenden Einkommensunterschiede. Derzeit wird heftig debattiert, wie wir damit umgehen sollen: Die Reichen härter besteuern oder im Gegenteil die Steuern senken? Es macht mich traurig, wenn Menschen nur an sich selbst denken. Auch normale Leute wie wir sollten daran denken, was wir der Nachwelt hinterlassen. 100 oder 1000 Renminbi mehr zu verdienen, kann doch kein Lebensziel sein.

Wir sollten uns wieder mehr fragen, was wir für die Welt und für unsere Gesellschaft beitragen können. Ich möchte jemand sein, der sich Mühe gibt und sich sorgt; jemand, der ernsthaft und sorgfältig ist, vielleicht sogar ein Vorbild für andere. Wir müssen daran arbeiten, in allen Regionen Chinas die Armut zu bekämpfen sowie die wirtschaftliche Entwicklung und die Gleichberechtigung von Mann und Frau zu fördern. Um dieses Ziel zu erreichen, engagiere ich mich für die Vereinten Nationen. Es braucht Zeit, das politische und gesellschaftliche Klima zu ändern. Dieser Prozess hat aber bereits begonnen.

Was heute viele Chinesen stört: Vor nur einem Jahrzehnt lobte noch die ganze Welt China für seine Reform- und Öffnungspolitik. Jetzt, wo wir damit wirtschaftlich grossen Erfolg haben, werden wir dafür kritisiert und sogar als Bedrohung wahrgenommen. Das ist auch für mich ein Rätsel.

Tian Wei ist eine vielfach prämierte Journalistin des chinesischen Staatsfernsehens CCTV in Peking und moderiert dort unter anderem eine tägliche Politdiskussion.



Wohlstandsglück, wie die Partei es haben will: Propaganda in Schanghai für die Ein-Kind-Familie.



«My home is my castle», und die Nachbarn sehen das ebenso: Huaxi in der Provinz Jiangsu trägt den Übernamen «das reichste Dorf Chinas».

um eine Inselgruppe hat das auch besonnene Beobachter befürchten lassen.

Eine militärische Konfrontation mit China ist für mich unvorstellbar, und das mindestens eine Generation lang. Das hier ist keine Gleichgewichtspolitik, wir leben nicht mehr im Jahr 1914, als man wegen Meinungsverschiedenheiten Krieg führte. Ich bin sicher: Hätten die Politiker 1914 gewusst, wie die Welt 1918 aussehen würde, hätten sie andere Entscheidungen getroffen. Ich glaube auch nicht, dass China ein Imperium aufbauen will, wie es im 19. Jahrhundert die aufstrebenden Mächte Deutschland oder Russland taten. China will nicht physisch dominieren, es will respektiert werden und sich nicht bedroht fühlen. Es ist ein schmaler Grat, auf dem wir uns bewegen. Wir müssen dabei vor allem an unser übergeordnetes Ziel denken.

Was ist Ihr übergeordnetes Ziel?

Die politische und wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen China und den USA ist grundlegend für den Fortschritt und den Frieden in der Welt. Natürlich, wir werden uns ab und zu uneinig sein. Aber es ist unerlässlich, dass wir Differenzen nicht nur beilegen, sondern noch enger zusammenarbeiten. Das muss das Ziel sein. Und das haben wir in den letzten 40 Jahren ja auch gemacht.

Zwischen den USA und China ist es allerdings in letzter Zeit zu handelspolitischen Spannungen gekommen, etwa wegen der chinesischen Währungspolitik. Wie würden Sie mit solchen Differenzen umgehen?

Seit 40 Jahren vertrete ich die Ansicht, dass wir uns im Fall von Meinungsverschiedenheiten zuerst mit den Chinesen unterhalten sollten, bevor wir die nächsten Schritte einleiten. So können wir mit den Chinesen ein gemeinsames Bezugsystem aufbauen und die Aktionen und Reaktionen des anderen besser verstehen und richtig interpretieren. Jedes Mal, wenn es zu heiklen Situationen kam, wurde ich in irgendeiner Weise beigezogen. Und jeder politische Führer, sei er Amerikaner oder Chineser, war mit dieser Haltung einverstanden. Ich weiß, auf beiden Seiten gibt es Journalisten, die schreiben, ein Konflikt sei unausweichlich. Die Leute aber, welche die Entscheide fällen, sehen das anders, weil sie einander kennen.

Wie soll der Westen auf die chinesischen Ansprüche einer aufstrebenden Macht reagieren?

Wir müssen uns bewusst sein, dass China kein junges Land ist. Es ist ein Land mit alter Geschichte, das zurück in die internationale Gemeinschaft kommt. Vergessen Sie nicht: China war von den letzten 20 Jahrhunderten 18 Jahrhunderte lang die grösste Wirtschaftsmacht. Die chinesische Gesellschaft hat 4000 Jahre lang überlebt, sie muss also etwas richtig machen. Das verlangt von uns ein gewisses philosophisches Verständnis. Wir dürfen China nicht einfach sagen: Das sind die Regeln, die wir vor hundert Jahren aufgestellt haben; wir werden dich danach beurteilen, ob du bereit bist, dich in unser System einzugliedern. Wir müssen offen sein für ein System, das von China mitgestaltet werden kann. Die Chinesen müssen aber auch ihren Teil dazu beitragen. Sie müssen zeigen, dass sie wirklich mitmachen wollen.

Als China mit den Wirtschaftsreformen begann, war es eine sehr ländlich geprägte Gesellschaft. In der Zwischenzeit ist eine immer breitere städtische Mittelschicht entstanden. Ihre Einschätzung?

Das ist eine extrem wichtige Entwicklung. Das Aufkommen einer städtischen Mittelschicht bringt unvorhersehbare Änderungen mit sich. In den nächsten Jahren werden 300 bis 400 Millionen Menschen vom Land in die Städte ziehen. Das wird die Infrastruktur vor Herausforderungen stellen. Das wird aber auch das Wertesystem vor Herausforderungen stellen. Diese Menschen sind entwurzelt. Sie müssen ihre Haltungen ändern oder anpassen. Sie müssen eine Beziehung zum neuen Ort aufbauen, wo sie leben. Das wird die chinesische Gesellschaft, das ganze System verändern.

Wird sich dadurch auch das politische Leben verändern?

Das ist die grosse Frage. Ich glaube nicht, dass man eine moderne Marktwirtschaft ohne Pluralismus und Offenheit haben kann. Ich glaube, dass der wirtschaftliche Erfolg in China zu politischen Änderungen führen wird. Ich glaube aber nicht, dass es zu einer Demokratie westlichen Zuschnitts kommen wird. Das System wird transparenter und rechtsstaatlicher sein, aber keine westliche Demokratie. Es wird eine neue Form sein.

«In China wird der wirtschaftliche Erfolg zu Änderungen in der Politik führen, aber nicht zu einer Demokratie westlichen Zuschnitts.»

«Wenn es um Grundsätzliches geht, machen es die Chinesen besser als wir. Sie denken stärker strategisch.»

Historisch gesehen: Spielt die Mittelschicht eine politisch stabilisierende Rolle?

In der Französischen Revolution war sie zwar ein Teil der Revolution, aber grundsätzlich wirkt sie stabilisierend, ja.

SCHON IN ZWANZIG JAHREN, SO HAT die Asian Development Bank ausgerechnet, wird Asien die Hälfte der globalen Wirtschaftsleistung erbringen – also mehr als alle westlichen Länder zusammen. Vermutlich ist es zu früh, bereits vom Ende des amerikanischen Jahrhunderts zu sprechen. Noch sind die USA die dominierende politische und wirtschaftliche Macht. Noch gibt es in China 300 Millionen Menschen – fast jeder vierte Bürger –, die mit weniger als zwei Dollar pro Tag auskommen müssen.

Doch die neuen Mittelschichten wachsen auf dem asiatischen Kontinent rasant an. Heute zählen rund 520 Millionen Menschen dazu. Bis 2020 werden es 1,7 Milliarden und bis 2030 sogar 3,2 Milliarden sein. Das 21. Jahrhundert, daran kann es keinen vernünftigen Zweifel mehr geben, wird zum asiatischen werden. In den westlichen Industriestaaten dagegen herrscht quasi Stillstand. Der Mittelstand in Europa stagniert – und in den USA ist er laut OECD sogar am Schrumpfen.

Nobelpreisträger Joseph Stiglitz schreibt in seinem neuen Buch, der Amerikanische Traum sei zu einem Mythos verkommen. Die Mittelschicht sei in den USA am Verschwinden.

Das glaube ich nicht, aber wir müssen aufpassen. Wir müssen uns wieder mehr um die Wirtschaft kümmern. Die De-industrialisierung, so glaube ich, war ein Fehler, aber sie war unsere Entscheidung. Die Rockefellers, Vanderbilts und Carnegies wurden zwar «Räuberbarone» genannt, aber sie hinterliessen Fabriken, sie hinterliessen Produktionskapazitäten. Die Investmentbanker und Hedge-Fund-Betreiber hingegen, die eine Menge Geld verdienten, haben nicht immer etwas hinterlassen, das die Produktionsleistung unserer Nation gesteigert hätte. In diesem Sinn mag es zutreffen, dass das Gleichgewicht zwischen den gesellschaftlichen Gruppen gestört ist. Diese neu aufkommende Oberschicht ist ein Problem, aber ich glaube nicht, dass die amerikanische Mittelschicht verschwindet.

Wenn Sie sagen, dass wir im Westen aufpassen müssen: Sind wir auf gutem Weg?

Wir tun meiner Meinung nach nicht genug. In den westlichen Ländern steht immer jemand gerade in einem Wahlkampf. Immer agiert jemand gerade opportunistisch, so wie es ihm kurzfristig nützt. Wir haben zwar mehr Informationen zur Verfügung als in jedem früheren Zeitalter. Aber wie setzen wir diese Informationen in Wissen um und das Wissen in Weisheit? Wenn Sie die ganze Zeit E-Mails beantworten müssen, haben Sie keine Zeit mehr für die grundsätzlichen Fragen: Was ist das Ziel und der Zweck? Wo wollen wir in fünf, in zehn Jahren sein? Die Chinesen machen das aus meiner Sicht besser, sie stellen sich diese Fragen noch und denken strategischer und langfristiger.

Was raten Sie einem jungen Menschen in der Schweiz: Soll er Englisch oder Chinesisch lernen, um beruflich für die Zukunft gewappnet zu sein?

Wenn er in der Schweiz lebt, wird Englisch noch eine ziemlich lange Zeit die dominierende Fremdsprache bleiben. Aber wenn Sie mich schon fragen: Wahrscheinlich wäre es gut, er oder sie würde beide Sprachen lernen, Englisch und Chinesisch.

CHINAS LANGER MARSCH ZURÜCK AN die Weltspitze zeigt auch Grundsätzliches: Der bedeutendste Wachstumstreiber unserer Zeit ist die Globalisierung, vor allem dank offeneren Märkten und dem freieren Austausch von Gütern und Dienstleistungen. Noch nie hatten so viele Menschen so viel Wohlstand wie heute. Hunderte von Millionen von Menschen sind in den letzten 30 Jahren weltweit der Armut entkommen. Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit macht die Mittelschicht laut Berechnungen des indischen Ökonomen Surjit Bhalla mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung aus.

Die Armen werden eben nicht einfach immer ärmer, wie oft behauptet wird. Die Lebensstandards im Westen und im Osten gleichen sich vielmehr zusehends an. Die Globalisierung ist kein Nullsummenspiel, bei dem einer nur gewinnt, wenn ein anderer verliert. Das Gegenteil ist wahr: Sie macht den Kuchen, der zu verteilen ist, immer grösser. □

Literatur

- Henry Kissinger, *On China*, Penguin Books, 2012
- Homi Kharas, *The Emerging Middle Class in Developing Countries*, OECD Working Paper No. 285, 2010

CREDIT SUISSE



UNSERE KUNDEN HABEN INDIVIDUELLE ZIELE UND AMBITIONEN.

Die Credit Suisse hilft, diese zu verwirklichen. Seit 1856.

Was immer Sie erreichen möchten, unsere Experten unterstützen Sie gerne. So erhalten Sie stets Lösungen, die auf Ihre persönlichen Bedürfnisse zugeschnitten sind. Credit Suisse. Wir bringen Kunden voran.

Kinder der



Krise



Sie sind zwischen 18 und 30 und besser ausgebildet als ihre Eltern. Doch sie finden weder angemessene Arbeit, noch können sie sich eine eigene Existenz aufbauen. Die Krise des westlichen Mittelstandes ist eine Krise von dessen Jugend.

Von Simon Kuper

IM LETZTEN SOMMER HATTE ICH mich für eine Weile in einem Londoner Hotel einquartiert. Oft sass ich mit meinem Laptop in der Bar und bekam auf diese Weise die Bewerbungsgespräche mit, die der Hotelmanager, ein flotter junger asiatischer Brite, dort führte. Es ging um einfache Jobs, an der Bar, an der Rezeption. Die Kandidaten, junge Leute aus ganz Europa – Griechenland, Litauen, Nordengland –, waren gewandt und gut aussehend, oft mit einem Hochschulabschluss (dies ist die bestausgebildete Generation aller Zeiten) und entschlossen, fern der Heimat einen Job zu finden. Die meisten sprachen ausgezeichnet englisch. Eine Spanierin, deren Englisch nicht ganz so gut war, verstand es, den Hotelmenschen mit ihrem Charme für sich einzunehmen. Und sie alle hofften verzweifelt auf eine Zusage. Denn für junge Westeuropäer zwischen 18 und 30 Jahren gibt es kaum attraktive Jobs. Karriere zu machen ist für diese Generation praktisch unmöglich. Die gegenwärtige Krise hat ihren Lebensweg vielleicht schon entscheidend geprägt.

Alle reden von der sogenannten verlorenen Generation, die das Ergebnis der Wirtschaftskrise sei. (Der Begriff «Lost Generation» geht auf die amerikanische Schriftstellerin Gertrude Stein zurück, die diesen Ausdruck in Paris aufgeschnappt >

hatte. Sie verwendete ihn gegenüber Hemingway als Bezeichnung für die jungen Männer, die desillusioniert aus dem Ersten Weltkrieg heimgekehrt waren.) Die Krise, von der junge Menschen besonders stark betroffen sind, ist inzwischen in ihrem fünften Jahr, und ein Ende ist derzeit nicht abzusehen. Wenn die Krise irgendwann hinter uns liegt, wird es für diese Generation vermutlich zu spät sein. Es stellt sich die Frage: Was soll aus diesen Leuten werden? Werden sie je eine bürgerlich abgesicherte Existenz führen können? Wie wird sich ihr Leben strukturell von dem ihrer Eltern unterscheiden? Schauen wir uns diese Gruppe etwas genauer an, denn meist wird sie übersehen, wenn es nicht gerade um Sportler, Models oder Randalierer geht.

Jugendarbeitslosigkeit ist die übliche Begleiterscheinung von Rezession. Im Westen ist in der Altersgruppe 15 bis 24 Jahre fast jeder Fünfte arbeitslos, in Spanien oder Griechenland hat mehr als die Hälfte keinen Job. Tatsächlich ist es noch viel schlimmer. In Spanien haben 24 Prozent der unter 30-Jährigen es schlicht aufgegeben, einen Arbeitsplatz zu finden. Und dann gibt es noch die vielen hochqualifizierten jungen Leute in niedrigen Jobs – Hochschulabsolventen etwa, die in Hotelbars zum Mindestlohn arbeiten. Immer mehr von ihnen haben Minijobs, befristete Stellen oder arbeiten als unbekannte Praktikanten.

Und wie stellt sich das persönlich dar? Eine junge Frau, die ihr Studium in Psychologie und englischer Literatur an einer renommierten englischen Universität im letzten Jahr mit einer guten Note abgeschlossen hat, sagte: «Ich habe ein paar Monate in der ökologischen Landwirtschaft gearbeitet [bei freier Kost und freiem Logis, es gibt dafür ein spezielles Programm]. Danach habe ich mich an allen möglichen Orten beworben, von Jobs in Cafés bis hin zu Stellen, für die man ein Studium nachweisen muss. Etwa dreissig Bewerbungen im Monat, nur ein Juwelier hat mich zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen, sich dann aber nicht mehr gemeldet. Ich habe mir überlegt, als Psychotherapeutin zu praktizieren, aber dafür müsste ich ein paar Jahre Studium dranhängen, und wer weiß, ob ich dann eine Stelle bekomme.» Schliesslich, «ohne irgendwelche Jobaussichten», arbeitete sie als schlecht bezahltes Au-pair in Paris: «Ich frage mich, wie alt ich sein werde, wenn ich ein Darlehen aufnehmen und mir

eine eigene Wohnung kaufen kann.» Sie fügte hinzu: «Nur drei von zwanzig Freunden, mit denen ich zur Universität gegangen bin, haben Jobs, die ihrer Ausbildung entsprechen.»

Rückkehr ins Elternhaus

Kurzum, die meisten Angehörigen der verlorenen Generation haben keinen oder nur einen einfachen Job, verdienen wenig bis gar nichts und schlafen bei Freunden auf dem Sofa oder wohnen bei den Eltern. In manchen südeuropäischen Ländern gilt jeder, der mit dreissig nicht mehr zu Hause wohnt, praktisch als jugendlicher Ausreisser.

Kein Wunder, dass die Weltgesundheitsorganisation von immer mehr psychischen Störungen unter Jugendlichen berichtet. Schätzungsweise 10 bis 20 Prozent der jungen Europäer leiden heutzutage unter Angstzuständen, Depression und

Der Westen wird sich zwar eines Tages erholen, doch für viele dieser Generation dürfte es dann zu spät sein.

Essstörungen oder praktizieren Selbstverletzung. Aus Sicht des Europäischen Jugendforums wird die Situation durch die Wirtschaftskrise noch verschärft. Auch im Westen werden inzwischen Fälle von Hikikomori bekannt – ein ursprünglich japanisches Phänomen, vor allem unter jungen Männern, die sich monatelang in ihrem Zimmer einschliessen. Etliche junge Leute wandern aus. In Spanien stürmen sie die Goethe-Institute, um vorher rasch noch Deutsch zu lernen. Oder – Ironie der Geschichte – sie wandern in ehemalige Kolonien aus, nach Kolumbien, Argentinien oder Chile. Unlängst stand ich in Brasilia vor einem Sportstudio, bewunderte die schönen jungen Leute an den Geräten und fragte mich, wie viele ihrer Eltern sich wohl eine Mitgliedschaft hätten leisten können.

Karriere auf Dauer beschädigt

Eines Tages wird sich der Westen erholen, doch für viele der verlorenen Generation dürfte es dann zu spät sein. Wer sein Studium in einer Rezession beendet, dessen Karrierechancen sind auf Dauer beschädigt. Ich habe es selbst erlebt. Ich habe 1992 (mittler in einer Rezession) mein Ex-



Schätzungsweise zehn bis zwanzig Prozent der jungen Europäer leiden unter Depression, Angstzuständen und Essstörungen oder praktizieren Selbstverletzung: Jugendlicher in der griechischen Industriestadt Elefsina (2011).

amen gemacht und geglaubt, dass mir alle Türen offen stehen. Davon konnte nicht die Rede sein. Einige meiner Freunde arbeiteten bei McDonald's oder kellnerten. Andere hofften, in Japan, dem Eldorado jener Zeit, etwas zu finden. Jedes Angebot wurde angenommen. Kurz vor dem Abschlusssexamen stiessen wir auf einen Mann, der einen Imbissladen hatte. Er bot einem Freund von mir einen Hilfsjob an. Der nahm widerstrebend an. Er arbeitet heute noch in der Branche.

Genau das heisst Rezession: Junge Leute nehmen, was sich ihnen bietet. Man hält ein paar Jahre durch, geht schliesslich auf die dreissig zu, hat einen langweiligen Lebenslauf. Jüngere Leute mit einem interessanteren Lebenslauf, die während des Aufschwungs studiert haben, überholen einen. Bald steht ein Kinderwagen vor der Tür. Der Beruf, der einem vorschwebte, bleibt ein Traum. Weit mehr als bei anderen Leuten wird das Leben ein Kompromiss. Erwachsenen bietet sich nur selten die Gelegenheit, neue Wege zu gehen, und in der Krise ist es umso schwieriger. Freunde von mir (verheiratet, Kinder) treffen

sich ein-, zweimal im Jahr zum Essen. Alle haben einen Job, aber keiner hat sich seinen Lebenstraum erfüllt.

Ökonomen weisen darauf hin, dass der Eintritt ins Berufsleben während einer Rezession «Wunden» zufügen kann, die erst nach Jahren oder Jahrzehnten verheilen. David Bell und David Blanchflower von der Universität Stirling haben Personen untersucht, die als Jugendliche während der Rezession Anfang der 1980er arbeitslos waren, und stellten fest, dass sie noch fünfundzwanzig Jahre später unglücklicher, ungesünder, unzufriedener mit ihrem Job waren und weniger verdienten als vergleichbare andere. Wobei die Rezessionen der 1980er und 1990er, verglichen mit der heutigen Krise, ein Klacks waren. Blanchflower sagt: «In Grossbritannien gibt es heute eine Million junge Arbeitslose. Was sollen sie machen? Zu Hause bei den Eltern bleiben? Ihre Situation ist wirklich schlimm.»

Bestimmte Attribute, die die Mittelschicht in vielen westlichen Ländern von der Unterschicht unterscheiden (ein eigenes Haus, Karriere, Altersversor-

gung), werden für diese Generation unerreichbar sein. Hypothekendarlehen für das Eigenheim sind undenkbar. Statt Karriere gibt es immer mehr prekäre Jobs, in Reform in den USA, wo Arbeitskräfte nur befristet eingestellt werden. Für Robert Gordon, Ökonom an der Northwestern University, ist dies der «Aufstieg des entbehrlichen Arbeiters». Kaum jemand der jüngeren Leute zahlt Rentenbeiträge. In Europa könnten sich Verhältnisse wie in Amerika entwickeln, wo die meisten Leute noch im Alter arbeiten müssen. Mit fünfundsechzig beginnt man eine neue «Karriere» bei Walmart.

Viele junge Leute, die über kein eigenes Einkommen verfügen, werden auf ihre Eltern angewiesen sein. Die Frage, wie viel Geld diese haben, ist also sehr wichtig. Die

durchschnittliche Mittelschichtsfamilie in Westeuropa konnte in den letzten sechzig Jahren ein Haus kaufen, Geld sparen und Wertobjekte erwerben. Wenn der Papa in den 1960ern in London oder Paris ein Haus gekauft hat, dann ist das die Altersversorgung der jungen Leute. Manche leben sogar vom Geld ihrer Grosseltern. Nach Angaben der Fundación Social La Caixa sind in Spanien rund 300 000 Arbeitslosenhaushalte auf Renten eines Grosselternteils angewiesen.

In Krisenzeiten erwachsen zu werden, beeinflusst offenbar auch die politische Einstellung. Paola Giuliano von der University of California in Los Angeles und Antonio Spilimbergo vom Internationalen Währungsfonds weisen in ihrer Studie darauf hin, dass junge Leute zwischen

SCHULDENKRIZE

Kann Mikrofinanz Griechenland retten?

Jüngst wurden Mikrofinanzierungen von der EU als Instrument zur Förderung von Unternehmertum, Wettbewerbsfähigkeit und sozialer Integration erkannt. Können sie gar die griechische Schuldenkrise tilgen?



Griechenland ist zurzeit mit den Problemen eines Entwicklungslandes konfrontiert: hohe Arbeitslosenquote, Schattenwirtschaft, beschränkter Finanzierungszugang, grosser Anteil an Kleinstunternehmen an der Wirtschaftsstruktur, geringes Vertrauen in die politischen Institutionen, Dienstleistungen als grösster BIP-Bestandteil und geringe ausländische Direktinvestitionen.

Wenn Griechenland ähnliche Probleme kennt wie ein Entwicklungs-

land, könnten dort entwickelte Instrumente vielleicht auch hier helfen? Zum Beispiel: die Mikrofinanz. Die Progress-Mikrofinanzierung ist das erste EU-weite, gezielte Finanzierungsprogramm für den europäischen Mikrofinanzsektor. Das Instrument wird von der Europäischen Kommission und der Europäischen Investitionsbank finanziert und vom Europäischen Investitionsfonds (EIF) verwaltet. Dieser stellt entweder Garantieinstrumente zur Verfügung oder bietet verschiedene Formen von Darlehen und Kapitalbeteiligungen für Mikrofinanzintermediäre und -kreditanbieter an. Per Ende November 2012 hatte der EIF Verträge mit 19 Mikrofinanzintermediären in 14 Ländern abgeschlossen.

Die Pancretan Cooperative Bank (PCB), eine Genossenschaftsbank aus Kreta, schloss sich 2012 der Gruppe der Mikrofinanzanbieter innerhalb der Progress-Mikrofinanzierung an. Heute kann die PCB griechischen Kleinstunternehmern Mikrokredite bis zu einem Kreditvolumen von insgesamt 6 Millionen Euro anbieten. Damit sollen Start-ups während bis zu drei Jahren und neue Kreditnehmer mit einem robusten Businessplan finanziell unterstützt werden. Ein weiterer vorrangiger Kredit von ins-

gesamt bis zu 8,75 Millionen Euro sollte es der PCB ermöglichen, die Nachfrage zahlreicher Kleinstunternehmen zu decken, die durch die Kreditklemme und die verschärften Kreditbewilligungsvorschriften des griechischen Bankensektors Schwierigkeiten beim Finanzierungszugang haben.

Mikrofinanz ist neu für Griechenland. Die Genossenschaftsbank PCB folgt dem Beispiel vieler Entwicklungsländer, die Mikrofinanzdienstleistungen über Genossenschaftsbanken und Kreditgenossenschaften anbieten. Obwohl die Reichweite der PCB begrenzt ist (die meisten Zweigstellen sind noch auf Kreta beheimatet), dürfte die hohe Arbeitslosigkeit in Griechenland zu einer grossen Nachfrage nach finanziellen Mitteln für den Geschäftsaufbau Selbstständigerwerbender führen. Selbstverständlich kann Mikrofinanz die griechische Schuldenkrise nicht lösen. Aber sie ermöglicht Kleinstunternehmern Zugang zu Finanzierungen von bis zu 25 000 Euro und kann zu deren Überleben in dieser schwierigen Zeit beitragen.

Marion Struber ist Research Analystin bei der Credit Suisse.



Klassische Mittelschichtsattribute wie ein eigenes Haus oder eine glänzende berufliche Karriere bleiben ein unerreichbarer Traum: Jugendliche in Madrid (2012).

18 und 25, die in einer Rezession heranwachsen, Erfolg eher für eine Glückssache halten und weniger als Ergebnis eigener Anstrengung betrachten. Solche Leute sind auch Befürworter staatlicher Umverteilung. Wir haben das bei den letzten US-

kein einziges Verbrechen gemeldet. Sozialwissenschaftler, die sich angesichts der zurückgehenden Verbrechenszahlen im Westen den Kopf zerbrechen, haben eine neue Theorie: Viele potenzielle Kriminelle sind solche Netzjunkies, dass sie nicht mehr aus dem Haus gehen. Überfälle, Schlägereien und Erstürmungen von Präsidentenpalästen sind schliesslich Freizeitaktivitäten. Warum hinaus in den Regen gehen, wenn man zu Hause herumhängen und «Angry Birds» spielen kann? Die Wissenschaftler A. Scott Cunningham, Benjamin Engelstätter und Michael R. Ward sagen, dass brutale Videospiele zwar aggressiv stimmen, die tatsächliche Gewaltbereitschaft aber zurückgeht, weil potenzielle Gewalttäter zu Hause bleiben.

Die verlorene Generation, die bei den Eltern wohnt und auf ihre Computer starrt, mag noch eine Weile so weitermachen. Vielleicht bleibt ihr nichts anderes übrig. □

Präsidentschaftswahlen gesehen, wo die jungen Leute, die 2008 für Obama gestimmt hatten, auch diesmal in grosser Zahl Obama wählten. Die Amerikaner, die während der Weltwirtschaftskrise heranwuchsen, blieben ihr Leben lang Demokraten, und das könnte auch für die Obama-Generation gelten.

Doch stärkeres politisches Engagement werden wir im Westen wohl kaum beobachten – geschweige denn eine Revolution. Das liegt, so überraschend das klingen mag, auch an der Internetaffinität der jungen Leute. Eine Studie der Kaiser Family Foundation von 2010 ergab, dass Amerikaner in der Altersgruppe 8–18 Jahre fast acht Stunden täglich am Computer oder vor dem Fernseher sitzen oder mit ihrem Smartphone zugange sind. All diese Geräte tragen dazu bei, dass die Welt ruhig und friedlich bleibt. Ende November wurde in New York innerhalb von 36 Stunden

Simon Kuper ist Kolumnist der «Financial Times» und Autor mehrerer Bücher. Mit «Football Against the Enemy» (Orion-Verlag) schrieb er einen weltweiten Bestseller. Der Brite lebt mit seiner Familie in Paris.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.



AMERICAN
BEAUTY (1999)

Lester macht gerade eine Midlife-Crisis durch. Er ist 42, seine Stelle in der Zeitschriftenredaktion hasst er, und seine Frau und die halbwüchsige Tochter verachten ihn. Dann verknallt er sich in das 16-jährige Cheerleadergirl Angela, erpresst seinen Boss und lässt sich kündigen, zieht in die Garage um, fängt an, Eisen zu stemmen und Gras zu rauchen, und schliesslich kauft er sich sein Traumauto: einen 1970er Pontiac Firebird. Gerade als die Dinge nicht besser laufen könnten, versucht ihm Angela zu verführen. Er lehnt ihr Angebot ab. Und dafür muss er teuer bezahlen.

REBEL WITHOUT A CAUSE (1955)

Recht melodramatisch und deutlich «von damals», aber doch kaum übertroffen in der Vielschichtigkeit des inneren Beziehungsgeflechts. Drei Teenager aus der oberen Mittelklasse stehen knapp vor dem Erwachsenwerden, aber zugleich im ständigen Kampf mit Gleichaltrigen und mit ihren Eltern. Jims Vater ist ein Schwächling und Pantoffelheld, Judy's Vater nennt sie eine

«Schlampe», und Platoss Eltern haben ihren Sohn längst dem Kindermädchen anvertraut. Als sich die drei in einer verlassenen Villa verstecken, agieren sie ihre Phantasierollen aus: Jim und Judy als jungvermähltes Paar, das sich von Immobilienmakler Plato

ein Haus zeigen lässt. Selbst ihre Träume sind höchst bürgerlich und althergebracht.

Wahnslinie normal

Kann Mittelmaß unterhaltsam sein? Und wie! Hollywood inszeniert den Stoff, aus dem das bürgerliche Leben ist, immer wieder von Neuem. Mit einem Schuss Romantik oder einer Prise Komik wird auch das Alltäglichste zum Drama.

Von Alix Sharkey

ANNIE HALL (1977)

Woody Allen spielt einen nervigen, neurotischen, entschlüsselosen jüdischen Komiker. Er verliebt sich in Annie, eine freigeistige Künstlerin/Sängerin/Fotografin, die gern in Herrengarderobe herumhäuft. (Dies inspirierte einen kurzlebigen Modetrend, dem gnädigerweise der Punkrock den Garaus machte.) Sie begegnen einander auf dem Tennisplatz. Sie gehen miteinander aus, und Allen reisst Lahme Witz über die Leere des Daseins, seine Exfrauen und seine Mutter. Kommt es da überraschend, dass Annie ihn wegen eines Plattenproduzenten sitzenlässt?



D

er amerikanische Film stammt ursprünglich aus der Vorstadt – genauso wie die Mittelschicht.

Cecil B. DeMille drehte 1914 seinen ersten Spielfilm, «The Squaw Man», in einem umgebauten Stall in einem obskuren Vorort von Los Angeles namens Hollywood. Aber bereits in den 1950er Jahren war «Hollywood» kein präziser Ort mehr, sondern ein Synonym für die Filmindustrie, die selbstdeklarierte «Hauptstadt des Films».

Heute ist nur noch Paramount Pictures in Hollywood. Warner Bros., MGM, Disney, Fox und die anderen sind schon vor längerer Zeit in wohlhabendere Gegenden wie Burbank und Century City umgezogen. Darin spiegelt sich der soziologische Wandel der Filmbranche. Der Film wurde ursprünglich für die Unterschicht gemacht und von ihr konsumiert. Charlie Chaplin errang weltweit Berühmtheit als unerschrockener Landstreicher, der kein Zuhause und immer Hunger hat. In einem seiner besten Filme, «Modern Times», spielte er einen Fabrikarbeiter. Heutzutage kommen Arbeiter und Obdachlose in Hollywood-Erzählungen praktisch nicht mehr vor. Nach Jahrzehntlangem sozialem Aufstieg identifiziert sich der Film heutzutage fast ausschließlich mit der Mittelschicht. Warum auch nicht? Sie war schon immer seine geistige Heimat.

«Romcom» und «Dramedy»

Und wie stellt Hollywood die Mittelschicht dar? Indem es sie unsichtbar macht. Genauer gesagt, indem es jede filmische Erzählung in einem typisierten amerikanischen Mittelschichtsmilieu ansiedelt. Wie A. O. Scott, Filmkritiker der «New York Times», kürzlich schrieb: «Im Kino ist die Mittelschicht Norm, Ideal und Standard. Alle haben einen

tollen Job, eine fabelhafte Küche, coole Klamotten und ein anständiges Auto. Nichts Extravagantes oder Prötiges ... und nichts, was den eigenen Status oder dessen Abwesenheit allzu offensichtlich verraten würde.»

Wenn es um die heterogenen und oft widersprüchlichen Wertvorstellungen der Mittelschicht geht, entfernt sich Hollywood nie sehr weit von dem berühmten Wort des Filmmoguls Samuel Goldwyn: «Wenn du eine Botschaft hast, schicke ein Telegramm.» Der Film soll unterhalten, nicht Meinungen vermitteln. Da sich in der Mittelschicht alles um die Familie dreht, empfiehlt sich das Drama als natürliche Darstellungsform. Dramen vermitteln aber immer Botschaften. Also sorgt Hollywood für eine Leichtigkeit des Tons, indem man in einem der beiden Subgenres des Komischen arbeitet – romantisches Komödie, «Romcom», oder dramatische Komödie, die «Dramedy». Eine klassische «Romcom» ist «Pillow Talk» (1959), in der Rock Hudson als Playboy und Broadway-Komponist und Doris Day als prüde Ingenieurin auftreten. Sehr gekonnt verwischt der Film die Grenze zwischen künstlicher Normalität und Traumwelt. Den Zuschauern war jederzeit klar, dass sie es mit berühmten Filmstars zu tun hatten, die vermeintlich normale Menschen in einer synthetischen Mittelschichtswelt darstellten.

Zu jener Zeit entwickelte sich das Fernsehen dank Ur-Sitcoms wie «Ozzie and Harriet» und «Leave It to Beaver» zur natürlichen Heimat der Mittelschicht. Die Sitcom-Serien sollten einen imaginären Lifestyle der Mittelschicht vorführen. Erst 1971 wurde mit «All in the Family» eine Familie der Unterschicht präsentiert. Heute, in wirtschaftlich schwierigeren Zeiten, wird die Mittelschicht in dem Format des Crime-Dramas gezeigt. In «Break-

king Bad» sehen wir einen Chemielehrer, der sich nach seiner Krebsdiagnose auf die Produktion von Meth verlegt, um seine Familie versorgen zu können. Und auch bei «Desperate Housewives» scheint die Mordrate fortlaufend zu zunehmen.

In die Tiefe geht es selten

1967 waren es die Kümmernisse von Frischverheirateten in New York – sie ein Freigeist, er ein verkleommter junger Anwalt –, um die sich Neil Simons «Barefoot in the Park» drehte. Im selben Jahr kam «Guess Who's Coming to Dinner» heraus, die Geschichte eines liberalen Paars der oberen Mittelschicht, dessen Tochter ihren schwarzen Freund zum Essen mitbringt. Diese Figur ist so charmant, gutaussehend, kultiviert und moralisch einwandfrei, dass nur noch seine Hautfarbe eine potenzielle Angriffsfläche bietet. Auf diese Weise zwingt Drehbuchautor William Rose das amerikanische Publikum, sich in einer Zeit turbulenter Rassenbeziehungen mit dem Problem der Mischehe auseinanderzusetzen. Spike Lees «Jungle Fever» (1991), wo ein schwarzer Architekt und seine italoamerikanische Sekretärin eine aussereheliche Affäre haben, ist eine glanzvolle Neuformulierung dieses Themas.

Ganz eindeutig eine Farce ist «Meet the Fockers» (2004), in der Ben Stiller liberale jüdische Eltern (sie ist Sextherapeutin) den Eltern seiner Verlobten begegnen, einem spiessigen konservativen Ex-CIA-Agenten (Robert De Niro) und seiner leidenden Frau. Etwas schwärzer ist Roman Polanskis «Carnage» (2011) nach Yasmina Rezas Bühnenstück, in dem zwei New Yorker Paare zusammenkommen, um über eine tägliche Auseinandersetzung ihrer Söhne zu reden, deren unterschiedliche Einstellungen aber

immer wieder aufbrechen – hier Multikulturalismus und Selbstbestimmtheit, dort Patriotismus und Gruppenzugehörigkeit.

Natürlich hat Hollywood die Ängste der Mittelschicht gelegentlich ernster genommen. Das klassische bürgerliche Melodram war «Rebel Without a Cause» (1955), mit drei schwierigen Teenagern aus begüterten Familien. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass es vor allem um die Abwesenheit des Vaters und um sexuelle Konflikte geht. Die von James Dean und Sal Mineo verkörperten Figuren haben ein schwieriges Verhältnis zum Vater und latent homoerotische Neigungen. Es sind nicht bürgerliche Werte an sich, die hier auf dem Prüfstand stehen, sondern die Uordnung, die durch ihre Abwesenheit entsteht.

Selten beschäftigt sich Hollywood wirklich eingehend mit den klassischen Themen eines bürgerlichen Lebens – eheliche Treue, Besitz- und Statusdenken, Schuldgefühle und Privilegien, Sorgen über Kindererziehung, Bildung und Umwelt. Wahrscheinlich eignen sich diese Probleme nicht für spannende Unterhaltung, und vielleicht taugen sie auch nicht für das gängige Spielfilmformat. Eher dürfte es so sein, dass sich die amerikanischen Klassenmerkmale grundätzlich von denen in Europa unterscheiden. Die britische Mittelschicht ironisiert sich, nimmt sich zurück. In Westeuropa ist «bürgerlich» gleichbedeutend mit «prätentös» und «spießig». Wer sich in Amerika als Angehöriger der Mittelschicht bezeichnet, sagt damit einfach: «Ich bin normal.» □

Alix Sharkey schreibt für verschiedene englische Zeitungen und Magazine, er lebt in Hollywood. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork (Text) und Werner Richter (Filmbeschriebe).

THE SQUID AND
THE WHALE (2005)

Im zunehmend erbitterten Ehestreit und bei der anschließenden Trennung ihrer Eltern ergreifen zwei jugendliche Brüder Partei und entzweien sich. Der Vater ist ein ehemals beliebter Romancier, leidet aber inzwischen an einer Schreibkrise, die Mutter brilliert als aufstrebende Literaturkritikerin. Beide nehmen sich Geliebte, die nicht zu ihnen passen. Der in Park Slope, Brooklyn, spielende Film beginnt mit einem Tennismatch der zerbrendenden Familie – noch genauer kann man die Mittelklasse kaum zeichnen.



PILLOW TALK
(1959)

Die pausbäckige, etwas prüde Innenarchitektin Doris Day behauptet, ihr Jungfernleben zu lieben, obwohl sie sich im Titelsong unendlich nach «Bettgeflüster» sehnt. Man schreibt die 1950er Jahre, deshalb teilt sich Doris ihren Telefonanschluss (und einen Split Screen) mit dem raffinierten Frauenhelden Rock Hudson. Da sie ihn nie gesehen hat, fällt sie auf ihn herein, als er den reichen Rancher aus Texas spielt, um sie zu verführen. Es ist außergewöhnlich, dass das wahre Sexsymbol dieser etwas geistlosen Romanze nicht Doris, sondern Rock.



Macht und Ohnmacht der Mitte

Die Mittelschicht im Westen hat einen unvergleichlichen Siegeszug hinter sich – aber eine unsichere Zukunft vor sich. Auf ihrem Weg hat sie historisch Bedeutsames ermöglicht: Aufstiegschancen für viele, wachsende Gleichstellung der Frauen und einen entwickelten Sozialstaat.

Von Mario König



In den USA entstand die erste Mittelschichtsgesellschaft der Welt: Familienausflug auf Coney Island, ca. 1880.

DER ANSTOSS KAM UNERWARTET: Mitten im Zweiten Weltkrieg, als die westlich-demokratische Welt um ihr Überleben kämpfte, dachte ein liberaler britischer Intellektueller über eine bessere Gesellschaftsordnung nach. Im November 1942 legte William Beveridge eine Denkschrift vor, welche den modernen Wohlfahrtsstaat begründen sollte. Beveridge entwarf darin ein System sozialer Sicherheit, das der Massenarbeitslosigkeit ein Ende setzen und den gesellschaftlichen Zusammenhalt stärken sollte. Die Labour-Partei, die nach Kriegsende 1945 an die Regierung gelangte, machte den Beveridge-Plan zur Blaupause ihrer Sozialreformen.

Der Plan fand europaweit grosse Beachtung. Von Genf aus wirkte der deutsche Emigrant Wilhelm Röpke, der dort Nationalökonomie lehrte, mit seinen zahlreichen Schriften auf die angelsächsische Diskussion ein. Was den sozialliberalen Beveridge und den liberalkonservativen Röpke über alle Unterschiede hinweg verband: Beide suchten nach einem sozialen Ausgleich, um von der menschlichen Zivilisation zu retten, was angesichts der Katastrophen von Wirtschaftskrise, Krieg und mörderischen Diktaturen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu retten war. Wie Beveridge mahnte Röpke eine gleichmässigere Besitz- und Einkommensverteilung an, kritisierte «Industriefeudalismus» und «Unternehmensverfilzung» und sah keine unüberbrückbaren Gegensätze zwischen privater Marktwirtschaft und funktionstüchtigen öffentlichen Betrieben.

Wilhelm Röpkes Publikationen wurden in ganz Europa zu Bestsellern in bürgerlichen Kreisen. Er sei nun «amtlich konzessionierter Sozialistenschreck», konstatierte er nicht ohne Ironie in einem Brief Anfang 1944. Nach Kriegsende wurden seine Schriften in nahezu alle europäischen Sprachen übersetzt; er avancierte zum meistgelesenen und eifrig zitierten Autor der ersten Nachkriegsjahre. Seine Werke beeinflussten die Ausgestaltung der Sozialen Marktwirtschaft in der Bundesrepublik Deutschland.

Die Entwürfe für eine erneuerte europäische Gesellschaft kamen nach 1945 vorab aus einer intellektuellen «Mitte», bald eher nach rechts, bald eher nach links

geneigt. Die radikale Rechte hatte sich durch ihre Kollaboration mit dem Faschismus selber diskreditiert und trat vorerst in den Hintergrund. Ähnlich erging es der radikalen Linken, die ihre geistige Redlichkeit der Verehrung für Väterchen Stalin und die Sowjetunion opferte.

Die reformerischen Pläne wurden zur Basis eines historischen Kompromisses der Jahrhundertmitte, der einen eigenständigen – und demokratischen – Weg jenseits der doppelten Barbarei nationalsozialistischer und kommunistischer Gewaltherrschaften suchte. Es war ein antitotalitäres Programm, das – bei unterschiedlichen Mischungsverhältnissen – auf Sozialisierung und Planung, freie Märkte und liberalen Rechtsstaat baute.

Angetrieben vom lang dauernden Wirtschaftswachstum der Nachkriegsjahre entwickelte diese Programmatik eine bemerkenswerte Durchschlagskraft. Und sie brachte ein Resultat hervor, das den intellektuellen Planern gar nicht zuvorderst

den. Er war weniger deskriptiv gemeint denn als politischer Sammlungsruf, hinter dem sich eine vielfältige Opposition gegen Adelsherrschaft, ständisch privilegierte Patrizier und absolute Monarchien sammelte. Alexis de Tocqueville, der berühmte französische Historiker und Jurist, reiste in den 1830er Jahren durch die USA und beobachtete eine wachsende, die ganze Gesellschaft prägende Macht der Mittelschichten, die er in seinem Klassiker «*De la démocratie en Amérique*» beschrieb: Die Amerikanische Revolution, so Tocqueville, habe einen bisher ungesehenen Grad an sozialer Gleichheit geschaffen. Zudem räume die amerikanische Demokratie den Mittelschichten und der Arbeiterklasse ein beträchtliches politisches Gewicht ein. Tocqueville sah die Mittelschichten als «natürliche Feinde» der Revolution, deren Ursache in der Regel soziale Ungleichheit sei: «Ihre Unbewegtheit hält alles, was über und unter ihnen ist, in Ruhe und sichert die Festigkeit des Gesellschaftskörpers.»

Zwischen 1830 und 1848 setzten sich diese neuen Mittelschichten auch in der Eidgenossenschaft erfolgreich durch, was so rasch und vorbehaltlos nirgends sonst in Europa geschah. Was die Schweiz und die USA verband: In keinem der beiden Länder gab es einen alteingesessenen Adel, wenn auch manche Orte der alten Eidgenossenschaft ein machtbewusstes Patriziat hervorgebracht hatten.

Die neue, nach gesellschaftlichem Einfluss strebende «Mitte» grenzte sich in einer ersten Phase vor allem nach oben ab und fühlte sich als Repräsentantin des «ganzen Volks». Mit ihrem wirtschaftlichen und politischen Erfolg aber verschoben sich allmählich die Perspektiven der Wahrnehmung. Unübersehbar wurde, dass es sich um eine überaus schmale, ihrerseits privilegierte Schicht handelte: Wohlstand und Bildung von Unternehmern und Bankiers, höheren Beamten, Ärzten und Advokaten hoben sich ab von der Armut einer überwältigenden Mehrheit von kleinen Bauern, Heim- und Fabrikarbeitern, bescheidenen Händlern, Handwerkern und subalternen Bediensteten aller Art. Die seit 1880 beschleunigte grossindustrielle Entwicklung, die >



Alexis de Tocqueville (1805–1859)

Sah die Mittelschichten als «natürliche Feinde» der Revolution, deren Ursache in der Regel soziale Ungleichheit sei.

gelegen hatte: Der eingeschlagene Weg zum Ausbau des Sozialstaats und zur Bekämpfung von Massenarbeitslosigkeit führte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ins goldene Zeitalter der Mittelschichten – der «middle classes», wie sie in der immer wichtiger werdenden englischen Weltsprache genannt wurden. Damit einher ging eine Revolutionierung der Wahrnehmung sozialer Unterschiede.

«Middle classes» in der Opposition

Begriff und Realität der «middle classes» sind an sich weit älter. Der Begriff hatte sich zwischen etwa 1790 und 1830 in Grossbritannien etabliert, um von dort seinen Siegeszug in andere Länder anzu treten, die von der bürgerlichen und industriellen Doppelrevolution erfasst wur

Entstehung städtischer und industrieller Ballungszentren machte aus den armen Unterschichten eine bedrohliche Kraft. Mehr und mehr grenzten die «Mittelklassen» sich nach unten ab, während sie nach oben ihren Frieden mit den einstigen adligen oder patrizischen Gegnern machten.

In dieser Zeit der sozialen Polarisierung gewannen die Analysen des 1883 verstorbenen Karl Marx an Einfluss, die für die nahe Zukunft den Untergang der kleinen Selbstständigen, der Bauern und Gewerbetreibenden verkündeten. Marx prophezeite nichts weniger als den Untergang der Mittelklassen. Die «Mitte» würde mehr und mehr dahinschwinden, glaubte er, verbleiben würden eine immer reichere kleine Bourgeoisie und ein riesiges besitzloses Proletariat. Aus konservativer Gegenposition beschwore man die Kraft des «Mittelstands», betrieb «Mittelstandspolitik» und meinte damit in erster Linie die antisozialistische Sammlung durch Vergabe kleiner Privilegien und symbolischer Aufwertungen, wovon zum Beispiel die Bauern profitierten, die man zum Rückgrat der Nation erklärte.

Die soziale Ungleichheit nahm trotz Anfängen moderner Sozialpolitik seit dem späten 19. Jahrhundert mächtig zu; sie erreichte in diversen Ländern vermutlich um 1929, am Vorabend der Weltwirtschaftskrise, einen Höhepunkt. Inzwischen verkündete die aus Kriegs- und Bürgerkriegsgewalt geborene Sowjetunion im revolutionären Pathos den Untergang der bürgerlichen Welt – und mit ihr der Demokratie und des Rechtsstaats. Das tat auf seine Art auch der Nationalsozialismus, der in Deutschland 1933 zur Macht gelangte.

Triumph der Mittelschichten

Die Entwicklung nach 1945 führte – in kaum zu erwartender Weise – aus dieser blockierten Situation heraus. Die erstarrten sozialen Ordnungen gerieten in Bewegung. In allen westlich-demokratischen Gesellschaften begann eine wachsende Zahl von Menschen sich als Angehörige einer Mittelschicht zu verstehen. Es war, dank anfänglich noch bescheidenen Wohlstandsgewinnen, eine Revolution der Wahrnehmung mehr als eine Revolution der Sozialstrukturen. Die veränderte

Wahrnehmung lässt sich in keiner Weise aus den Daten über Einkommens- und Vermögensverteilung herleiten. Die Ungleichheiten in Besitz und Einkommen gingen zwar seit 1929 etwas zurück, doch blieb die Kontrolle der Produktivvermögen bei einer derart kleinen Minderheit, dass in dieser Hinsicht nicht ernstlich von einer «Mittelschichtgesellschaft» gesprochen werden kann. Weit wichtiger als die abstrakten Zahlen der Statistik war indes das Bedürfnis nach sozialer Harmonie nach den Verlusten der Kriegsjahre, um den verlockenden Wohlstand nicht gleich wieder in sozialen Konflikten zu gefährden.

Was die Zugehörigkeit zu einer «Mittelschicht» betraf, unterschieden sich die Länder erheblich. In den USA verstand sich schon seit den 1930er Jahren eine überwältigende Mehrheit von rund 80 Prozent als «middle class». Auch das wohlhabend werdende Japan der Nachkriegszeit stieß seit den 1960er Jahren zu dieser Spitzengruppe. Wenn auch nicht ganz so



Karl Marx (1818–1883)

Prophezeite den Untergang der Mittelschicht. Verbleiben würden eine reiche Bourgeoisie und ein besitzloses Proletariat.

beeindruckend, gewann die «Mitte» in Westdeutschland, in Frankreich oder in der Schweiz ebenfalls eine Mehrheit.

Am anderen Ende finden wir Großbritannien, wo einst die «middle classes» eine Pionierrolle gespielt hatten: Dort definierten sich noch 1991 64 Prozent der Bevölkerung als «working class». Die früh aufgestiegenen britischen «middle classes» des 19. Jahrhunderts hatten sich derart am Lebensstil des kleinen Landadels orientiert, dass die Bevölkerungsmehrheit sich nun ihrerseits überaus deutlich von dieser nach oben schielenden «Mitte» abzugrenzen begann. Solche Unterschiede der Wahrnehmung erwuchsen aus Politik und Geschichte der einzelnen Länder, mit deren Eigenart sie tief verwoben sind. Übrigens: Auch in den sozialistischen Gesell-

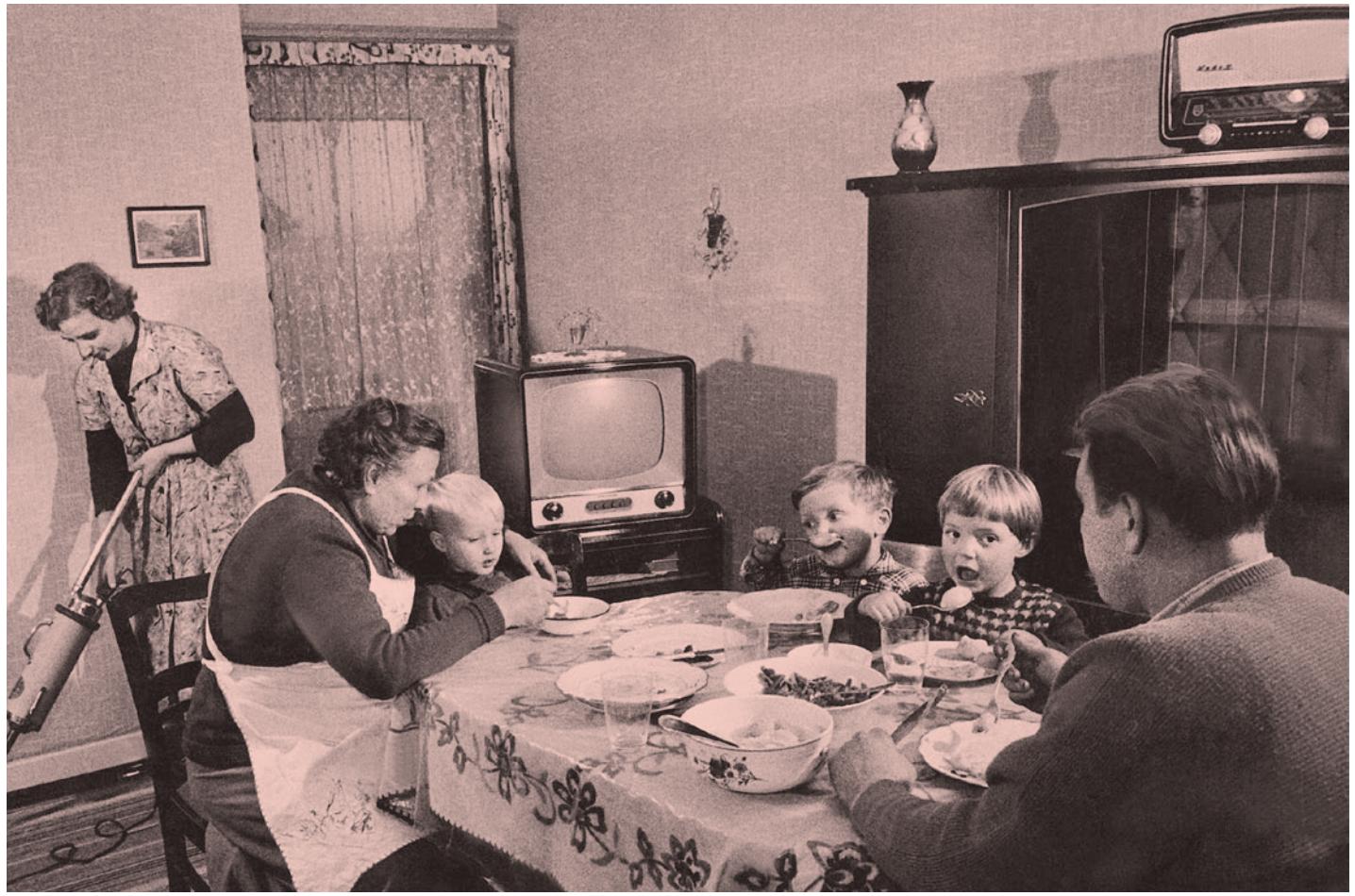
schaften Osteuropas gab es verwandte Phänomene, nur die Sprache war eine andere. Unter den «Kadern» der «technischen Intelligenz» zeichnete sich ebenfalls eine neue Mitte ab, mit den charakteristischen Ansprüchen auf gehobenen Konsum und Aufstiegschancen für die Kinder. Als die wenig leistungsfähigen Planwirtschaften bei der Befriedigung dieser Bedürfnisse mehr und mehr versagten, entzogen zentrale Gruppen dem politischen System schliesslich ihre Unterstützung.

In der «nivellierten Mittelstandsgesellschaft», die der westdeutsche Soziologe Helmut Schelsky 1953 einprägsam beschworen hatte, verloren mit der Zeit manche einst scharf gezogene soziale Unterschiede tatsächlich an Bedeutung, gliederten sich Lebenslagen und Lebensgefühle in einem Mittelfeld an. Dies betraf ganz besonders die Abgrenzung zwischen der qualifizierten Industriearbeiterschaft und den Angestelltenberufen mit «weissem Kragen». Die Angestellten wurden zu den perfekten Repräsentanten der neuen Mitte, die sich mit Visionen vom Aufstieg und Wohlstand für alle verband. Die entstehende «Mittelschichtgesellschaft» beruhte zugleich unausgesprochen auf einer klaren Ordnung der Geschlechter und Familien: Nie zuvor war die Erwerbstätigkeit der verheirateten Frauen derart tief gewesen. Der Ernährerlohn für den Mann, die Hausfrauen- und Mutterrolle für die Frau erschienen als Garantien eines gelingenden Lebens. Die gesellschaftspolitische Harmonie erreichte um 1960 ihren Höhepunkt.

Das Ende der Gemütlichkeit

Diese Jahre werden heute vielfach wegen der unübersehbaren Züge von Enge und Konformismus belächelt und kritisiert. Im Rückblick mögen sie gelegentlich schon beinahe idyllisch wirken. Der konjunkturelle Einbruch Mitte der 1970er Jahre leitete eine weit tiefer gehende Wende ein, als der etwas irreführende Begriff der «Ölkrisse» zunächst suggerierte. Er war ein erster Vorbote des Endes der westlichen Dominanz.

Die einsetzende Liberalisierung des Kapitalverkehrs und die wachsende Globalisierung der Weltwirtschaft erfuh- >



Aufbruch in den Wohlstand in den 1950er Jahren: deutsche Familie im trauten Heim inklusive Radio und TV.



Mitte der 1960er Jahre herrschte noch gesellschaftspolitische Harmonie: In Zürich wird der «Cheek Hip» getanzt.



Konjunktureller Einbruch in den 1970er Jahren: autofreier Sonntag in Deutschland infolge der «Ölkrisis».



Ende der Idylle in den 1980er Jahren: Schweizer Gewerkschafter gedenken des Generalstreiks von 1918.

ren mit dem Übergang Chinas zu einer hyperkapitalistischen Entwicklung und dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums nach 1990 eine gewaltige Beschleunigung. Die westlichen Wohlstandsgesellschaften sehen sich seither wachsendem Konkurrenzdruck ausgesetzt. Die finanziellen Überschüsse zum Unterhalt einer grosszügigen Sozialpolitik schrumpfen, während zugleich die Bedürftigkeit mit der Wiederkkehr der Massenarbeitslosigkeit in Europa wächst. Parallel führen der Aufbruch der Frauen in die höhere Bildung und eine gesteigerte Erwerbstätigkeit zu vermehrten Ansprüchen auf eine eigenständige Lebensgestaltung. Das Familienmodell des Alleinernährer-Mannes ist in die Krise geraten, die Scheidungsrate sind gestiegen. Ein Pluralismus der Lebensformen hat die einstige Geschlossenheit abgelöst.

Verbreitet sind inzwischen die Klagen über den wachsenden Druck, der auf den Mittelschichten lastet. Unübersehbar sind Tendenzen zur Spaltung innerhalb einer Schicht, die ohnehin immer sehr heterogen war: am unteren Rand eine Gefährdung der Position durch Abstieg, am oberen Rand eine Tendenz zum Ausstieg durch Aufstieg. Ohne die realen Probleme schöngereden, muss dabei auf eines hingewiesen werden: Der härteste Druck in der sich globalisierenden Wirtschaft trifft im Westen – wie überall – nicht die Mittelschichten, sondern die untersten Gruppen der Gesellschaft. Dort bilden sich Formen der Armut, der permanenten Unterbeschäftigung, der gravierenden Jugendarbeitslosigkeit und der gesellschaftlichen Ausgrenzung heraus, wie man sie in der Frühzeit des industriellen Zeitalters kannte.

Die Mittelschichten, in deren Umfeld die öffentliche Meinung gemacht wird, haben dieser schweigenden Unterschicht die Macht des Wortes voraus: Sie leiden auf gehobenem Niveau und wissen dem bereit Ausdruck zu geben. Die neue Armut, die zerfallenden Innenstädte in den USA oder die soziale Perspektivlosigkeit in der französischen Banlieue sind hingegen Objekte der Sozialwissenschaften – und der Polizei.

In manchen Weltgegenden, wie im einst gepriesenen Zukunftsland einer Mit-

telschichtgesellschaft, in Kalifornien, überrunden die Ausgaben für das Gefängniswesen inzwischen jene für höhere Bildung. Die sozialen Gegensätze sind härter geworden, von «oben» wie von «unten» zerrn polarisierende Kräfte an der Mitte. Die Konzentration des Reichtums ganz oben hat in den USA und Grossbritannien dramatisch zugenommen, während die Sozialstaaten des kontinentaleuropäischen Typs diesen Trend etwas besser in Schach zu halten vermochten. Wie man es auch dreht und wendet, das einst Hoffnungen ausdrückende Wort von der «nivellierten Mittelstandsgesellschaft» wirkt heute seltsam gegenstandslos.

Eine dynamisierte Weltwirtschaft und die anhaltende Globalisierung schaffen heute in beschleunigtem Rhythmus neue Mittelschichten; Abermillionen von Familien, vor allem in Asien und Südamerika, können so der Armut entkommen. Zugleich arbeiten Menschen – nicht zuletzt für den Mittelstand – noch immer unter Bedin-

Chancengleichheit einmal beiseite lässt. Es ist die wachsende Gleichstellung der Frauen, ein kaum mehr umkehrbar wirkender Prozess, der Möglichkeiten und Potenziale erschliesst. Und es ist auch ein entwickelter Sozialstaat, der sich nicht auf die moralische Notwendigkeit beschränkt, Menschen vor dem Verhungern zu bewahren.

Der erneuerte Gesellschaftsvertrag nach dem Zweiten Weltkrieg, der zum goldenen Zeitalter der Mittelschichten führte, hatte sich in nationalstaatlichem Rahmen organisiert. Heute präsentiert sich die Aufgabe unvergleichlich schwieriger, da Regeln sozialer Ordnung und zivilisierten Umgangs für eine zunehmend internationale Wirtschaft und Gesellschaft gesucht sind.

Offen bleibt, welche gesellschaftspolitischen Koalitionen die materiellen und ideellen Gewinne einer «Mittelschichtgesellschaft» erhalten und an veränderte Bedürfnisse anpassen könnten. Die Mittelschichten stellten politisch zwar nie eine Einheit dar; sie verteilten ihr Engagement von Fall zu Fall – von ganz links bis ganz rechts. Doch repräsentieren sie unverändert einen Reichtum sozialer Beziehungen und beruflicher Qualifikationen, kultureller Werte und gesellschaftlicher Standorte. Wenn die gefragten neuen Lösungen nicht von dort kommen – von woher dann sonst? □



Wilhelm Röpke (1899–1966)

Mahnte eine gleichmässigere Besitz- und Einkommensverteilung an – einer der Väter der Sozialen Marktwirtschaft.

gungen, die jeder Beschreibung spotten. Und der steigende Wohlstand der globalen «middle classes» dürfte ökologisch gravierende Folgen haben, wenn nicht ein Umbau der Energieversorgung gelingt und wir mit den natürlichen Ressourcen nicht sparsamer und effizienter umgehen.

Und doch, trotz aller Pressionen und Herausforderungen: Von der diagnostizierten Mittelschichtgesellschaft wird historisch Bedeutsames bleiben. Es sind unzweifelhaft die erhöhten Ansprüche auf soziale Durchlässigkeit und Aufstiegschancen für möglichst viele. Es sind die damit verbundenen Einrichtungen eines massiv ausgebauten Bildungswesens, das die Chancen zum Erwerb höherer Bildung wesentlich gesteigert hat, auch wenn man das grosse Wort von der (unerreichten)

Mario König: Der Historiker lebt in Basel und arbeitet vor allem zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Schweiz des 19./20. Jahrhunderts. Er war Mitarbeiter der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg.

Klassenwechsel im Eilzugstempo

Klar, man kann sich hocharbeiten.
Es gibt aber auch weniger
beschwerliche Wege nach oben.

Zusammengestellt von der Redaktion



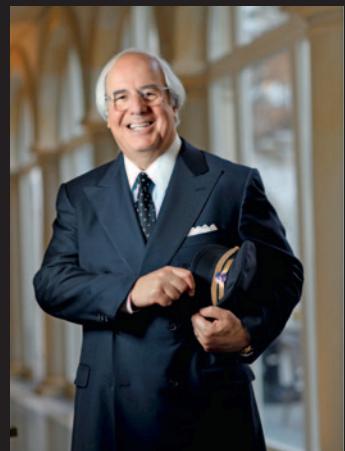
1 — Die Abräumerin

Stellen Sie sich vor, Sie arbeiten an einer Tankstelle in der Provinz hoch im Norden. Da freut man sich über die Geburt eines gesunden Wunschkinds wie über einen Sechser im Lotto. Und dann gewinnt Ihre Familie am Tag vor

der Geburt auch noch über eine Million Franken. Dasselbe beim zweiten Kind, und beim dritten noch einmal. Jeder Film, der ein solches Märchen behauptet, würde beim Publikum durchfallen. Aber genau das ist der 29-jährigen Hege Jeanette Oksnes passiert. Dreimal hat ihre Familie in der norwegischen Landeslotterie den Hauptgewinn gewonnen (einmal ihr Vater, einmal sie selber und einmal ihr Bruder), und jedes Mal war Jeanette entweder hochschwanger oder vor Kurzem niedergekommen. «Das ist völlig verrückt», sagt Hege Jeanette, «wir spielen nicht einmal besonders häufig.» Aber noch sind da drei Geschwister, die bisher leer ausgingen und hoffen, «dass ich noch mindestens zehn Kinder kriege». Sie wird sie vermutlich enttäuschen. «Mein Mann findet, dass wir jetzt genug Geld haben.»

2 — Der Trickser

Unter den legendären Hochstaplern, Checkbetrügern, Geldfälschern und Ausbruchskönigen ist Frank Abagnale der erstaunlichste. Nicht nur, weil ihn bereits als 16-Jährigen die Polizei jagte und er mit 19 geschätzte 2,5 Millionen Dollar ergaunert und als falscher Pan-Am-Pilot Hunderttausende von Flugmeilen zurückgelegt hatte. Sondern weil der heute 64-Jäh-



ige nur eine verhältnismässig kurze Haftstrafe verbüßte und dann vom FBI als Fälschungsexperte angeheuert wurde. Steven Spielberg verfilmte die Geschichte von Abagnales Jugendjahren 2002 mit Leonardo DiCaprio unter dem Titel «Catch Me If You Can». Was der Film nicht zeigt, ist, wie der bis heute unerschütterlich frohe Abagnale danach ganz legal reich wurde. Er verdient als Berater Millionen, indem er Bankchecks überprüft, zeigt, wie sie zu fälschen sind, und möglichst fälschungssichere neue entwirft. Daneben lehrt er nach wie vor beim FBI. Zum Beispiel, woran man erkennt, dass jemand nicht der ist, als der er sich ausgibt. Er war noch keine zwanzig, als er erfolgreich als Pilot, als Arzt, Anwalt und Soziologiedozent auftrat. Über seine Vergangenheit sagt Abagnale: «Ich machte viele Abgänge über Feuerleitern und Dächer. Ich habe in fünf Jahren mehr Anzüge hinterlassen, als die meisten Männer je im Leben kaufen. Jeden Nickel, den ich ergaunerte, gab ich für teure Kleider, luxuriöse Unterkünfte, fantastische Frauen und andere sinnliche Freuden aus. Ich feierte in jeder europäischen Hauptstadt und lag an den berühmtesten Stränden der Welt. Es waren wunderbare Jahre.»



3 — Die Ideenreiche

Stars auf dem roten Teppich sagen bereitwillig, wessen Kleider sie tragen: Gucci, Prada, Tom Ford. Nach dem darunter fragt niemand. Die Antwort kennen alle Insider: Spanx. Die hochelastischen Bermudas, Mieder oder T-Shirts halten das Fettgürtelchen satt zusammen, drücken den Bauch rein und garantieren, dass sich unter der Robe oder dem Smoking nichts abzeichnet. Ausgedacht hat sich die diskreten Schlankmacher vor zwölf Jahren die Studentin und Faxmenschinenvertreterin Sara Blakely aus Florida. Ihre Ersparnisse von 5000 Dollar investierte sie in die Umsetzung der Idee. Als Oprah Winfrey die Strumpfhose mit dem Namen Spanx in ihrer Sendung pries, war Sara Blakely eine gemachte Frau. Mit 41 ist sie heute die jüngste Selfmade-Milliardärin der Welt.

4 — Die Bestsellerin

Nicht «Da Vinci Code» oder «Harry Potter» sind die bestverkauften Bücher, seit es Statistiken gibt, sondern E. L. James' Trilogie «Shades of Grey», die ersten für Frauen geschrie-



benen Erotikromane, die es auf die Bestsellerliste der «New York Times» schafften. Und dies nicht nur einmal, sondern monatlang. Die Trilogie mit dem sehr bescheidenen Vokabular machte aus der unbekannten TV-Anstellten ein Phänomen – und eine strahlende Multimillionärin. Allein die Tantiemen haben ihr seit dem Start der Trilogie Anfang 2012 ein Vermögen eingebracht; am Ende des Jahres lag die Auflage bereits bei rund 60 Millionen. Hinzu kommen die Millionen, die sie am Verkauf der Filmrechte verdient hat (die Dreharbeiten beginnen dieses Jahr). E. L. James heisst im profanen Leben Erika Leonard, sie ist Schottin, 48, Mutter zweier Kinder, Ehefrau eines wenig bekannten Drehbuchautors. Und sie tut nichts, ihren Ruhm durch Interviews zu mehren.

5 — Der Erfinder

Erfinder sind dann am glücklichsten, wenn man sie jedes Mal preist, wenn man ihre Erfindung braucht. Dies ge-



schicht bei der Erfindung von Artur Fischer unablässig irgendwo auf der Welt. Denn Fischer hat den Dübel mit den Flügelchen erfunden. Selbst lausige Heimwerker und ungelenke Heimwerkerinnen lächeln ihn an, bevor sie ihn in der Mauer versenken. Wer wäre nicht dafür, dass der Deutsche mit seinem simplen Plastikteil Millionär wurde? Artur Fischer, heute 92, hat neben seinem Meisterstück noch sehr viel mehr erfunden, was unseren Alltag vereinfacht und bereichert. 1121 Patente hat der Mann angemeldet, darunter einen Dübel zum Fixieren von Knochenbrüchen und ein ess- und kompostierbares Kinderspielzeug aus Kartoffelstärke. Von seinem Chef d'Œuvre, dem «Fischer-Dübel», werden 10 Millionen Stück hergestellt. Täglich. Die Firma, die heute von seinem Sohn geleitet wird, setzte im vergangenen Jahr rund 606 Millionen Euro um. Wohl verdient, Herr Fischer.

6 — Der Star

Als sie 2004, gerade 30-jährig, ihren zweiten Oscar für die Hauptrolle in Clint Eastwoods «Million Dollar Baby» bekam, sagte sie: «Ich weiss nicht, was ich getan habe, um das zu verdienen. Ich bin nur ein Girl aus einem Trailer Park, das einen Traum hatte.» Weisse, die in Wohnwagensiedlungen leben, weil sie sich nichts anderes leisten können, tut man in den USA als «White Trash» ab, weissen Abfall. Hilary Swank kannte als Kind nichts anderes und fühlte sich nicht arm. Ihre Eltern wurden geschieden, als sie 6 Jahre alt war. Das Einkommen der Mutter als Tänzerin und Sekretärin reichte nicht für eine Wohnungsmiete. Nach Erfolgen in Schulaufführungen zog Hilary Swank mit ihrer Mutter nach Los Angeles, um ihr Talent in Hollywood zu testen. Bevor sie erste Fernsehrollen bekam, lebten Mutter und Tochter im Auto. Ihren ersten Oscar erhielt Swank 1999 für «Boys Don't Cry», ihre Filmgage hatte 75 Dollar pro Drehtag betragen. Inzwischen wird ihr Vermögen auf mindestens 40 Millionen Dollar geschätzt. Sie schneidet dennoch immer noch Coupons für Sonderangebote aus den Zeitungen. «Die Leute lachen mich aus. Aber warum soll ich den vollen Preis bezahlen, nur weil ich jetzt Geld habe?»



Schlechte Zeiten für Schwarztee

Das Wirtschaftsumfeld beeinflusst den Konsum. Die Italiener sitzen weniger oft im Restaurant, die Amerikaner länger im selben Auto, und die Engländer kaufen bei den Deutschen ein.

Von Andreas Tomaschett



Seit 2007 weist der Konsum der privaten Haushalte in den USA und in Westeuropa eine Wachstumsrate von unter einem Prozent auf. In diesem Jahr erwartet die Credit Suisse zwar eine Verbesserung des Konsumumfelds in den USA, das Konsumentenvertrauen in der Eurozone hingegen ist tief, und es gibt kaum Anzeichen, dass sich dies kurzfristig ändern wird.

Das Weihnachtsgeschäft — Lief schlecht in Südeuropa. In Spanien wurden Geschenke im Wert von 680 € pro Familie gekauft, vor vier Jahren waren es noch 908 €. Trends: mehr Bargeschenke, mehr auf Rabatte achten, mehr Interneteinkauf, Kreis der Beschenkten einschränken. Spanische Familien schenken übrigens mehr als italienische (264 €) und französische (350 €). **Discounter** — Die angespannte Wirtschaftslage der letzten Jahre war ein Glücksschlag für die deutschen Billigläden. Nicht unbedingt im Heimmarkt, wo der Abschwung weniger stark zu spüren war, aber in England. Lidl: +13%, Aldi: +28% (UK, Mai 2012 ggü. Vorjahr).

Zigaretten — Die Verkaufsvolumen sind eingebrochen (Griechenland: -16%, Spanien: -13%, Italien: -10%). Das bedeutet nicht unbedingt, dass weniger geraucht wird. In Italien haben die billigen «Fine Cuts» zum Selberdrehen stark zugelegt (+41%) – genauso wie der unerlaubte Handel (+9%) (Zahlen Q3 2012 ggü. Vorjahr). **Rabatte** — Wohl noch nie wurden so viele Preisnachlässe gewährt, um Volumen zu halten. Es gibt Promotionen in allen Industrien, auf allen Kanälen, in allen Formen. Von der radikalsten Form wird aus England berichtet: Ein Restaurant hatte seine Gäste angewiesen, den Preis nach eigenem Ermessen festzusetzen.

Verpackungsgrösse — «Die Armut kehrt nach Europa zurück», lässt der Europachef von Unilever verlauten und verkleinert die Packungen – eine in Schwellenländern erprobte Massnahme. In Indonesien gibt es Shampoo in Einzelpackungen, in Spanien nun Waschmittel für gerade mal fünf Waschgänge. Den Griechen offeriert Unilever erfolgreich Kartoffelpüree oder Mayonnaise in Minipackungen.

Internetanbieter — Die Gewinner des gestiegenen Preisdrucks. Wo kann man besser Preise vergleichen als online? Bereits 14% der amerikanischen Shopperin-

nen geben an, im Laden zum Handy zu greifen, um zu überprüfen, ob sie gerade vor dem besten Angebot stehen.

Schwarztee — In England, dem traditionellen Schwarzeeland, wird der Konsum stark von den tieferen Einkommensklassen getrieben. Gerade ihnen steht aktuell wenig Geld zur Verfügung. Auch deshalb werden durchschnittlich nur noch «zwei Teebeutel pro Kanne benutzt statt drei».

Eigenmarken — Die billigen Linien der Lebensmittelketten boomen und machen bekannten Bränden Marktanteile streitig. Beispiel: Tescos ansprechend verpackte «Everyday Value»-Produkte legten über 16% zu (Mai 2012 ggü. Vorjahr).

Autos — Die Anschaffung eines neuen Fahrzeuges wurde lange hinausgezögert. Die Autos der Amerikaner waren in den vergangenen zwei Dekaden noch nie so alt, durchschnittlich über 11 Jahre. 2012 nun wurden in den USA so viele Neuwagen abgesetzt wie nie mehr seit 2007.

Restaurants — In vielen Ländern ist ein «Trading down» zu billigeren Verpflegungsmöglichkeiten zu beobachten. So hat die Kurierkette Domino's Pizza in England stark von der Krise profitiert. Anders die Italiener. Sie essen lieber weniger häufig im Restaurant als bei der Qualität Einbussen zu machen.

Bio — Schlechte Zeiten für nachhaltig produziertes Essen. Die Bioverkäufe stagnieren, und laut Prognosen werden die Konsumenten auch in nächster Zeit billige Lebensmittel bevorzugen – mit einer Ausnahme: Babynahrung.

Ferien — Die Engländer erinnern sich wieder, «warum sie sich in die spanische Küste verliebten» – weil es so schön ist da und weil der Preis stimmt. Inlandferien hingegen – «staycation» genannt – gelten als unbeliebt, da überteuert.

Der US-Branchenreport «How America Shops 2012» kommt zum Schluss: «Den Mittelstand gibt es nicht mehr. Es gibt nur noch die Reichen und alle anderen.» Der italienische Konsumentenverband wiederum prognostiziert für 2013 ein besonders schlechtes Jahr. Das Fazit zum aktuellen Kaufverhalten des Mittelstandes kommt von einer Konsumgüterkonferenz in Belgrad: «Überprüfe dreimal, kaufe einmal.»

Andreas Tomaschett ist Analyst beim Equity Research der Credit Suisse.

Quellen: Coldiretti; Credit Suisse; Deloitte; Euromonitor International; Financial Times Deutschland; GfK FMCG Conference; How America Shops/WSL Strategic Retail; Journal of International Farm Management; Kantar Worldpanel; Leisure Wallet Report 2012; Nielsen; NZZ; OECD; Philip Morris International; Reuters; thedrum.com; Thomson Reuters; United Nations Statistics Division; www.preparedfoods.com

Kapazitäten aufbauen SEITE *an* SEITE

Dank des umfassenden Schulungsprogramms von Opportunity International kann sich Agricultural Finance Officer Abena Sarpong aus Ghana als Mentorin für die Kakaobauerin Beatrice Boateng einsetzen. Die Vermittlung von Finanzkompetenz, die technische Unterstützung und der Zugang zu Sparkonten, Krediten und Versicherungen haben Beatrice Boatens Leben grundlegend verändert.

Millionen von Kunden wie Beatrice Boateng profitieren davon, dass wir die Kapazitäten von Mikrofinanz-Experten in jenen Ländern ausbauen, in denen wir tätig sind. Unterstützt durch die Credit Suisse rekrutiert und entwickelt Opportunity Führungskräfte und organisiert umfassende Schulungen für Kreditsachbearbeiter und Kundenbetreuer. Wir bieten nicht nur Stellen an, sondern schaffen Karrieremöglichkeiten zur Unterstützung von Familien und zur Stärkung der Gemeinschaft in abgelegenen und verarmten Gebieten auf der ganzen Welt.

***Kapazitäten aufbauen, um
Unternehmer zu unterstützen.***

Besuchen Sie uns im Internet
unter: opportunity.org



Opportunity International



«Es fehlt un



Lis Triet-Lüscher (67),
Eleni Gaggini (16),
Frieda Lüscher-Wüest (90)
und Nathalie Gaggini (46),
zu Hause bei Gaggini in
Winterthur (v.l.n.r.).

s an nichts»



Hier gibt es keine Familiengeheimnisse: Urgrossmutter, Grossmutter, Mutter und Tochter reden über das Mittelstandsleben ihrer Generationen.

Von Simon Brunner

Frau Lüscher-Wüest, wie hoch war Ihr erster Lohn?

FRIEDA LÜSCHER-WÜEST (90): 60 Rappen pro Stunde. Das war in den 1950er Jahren. Damit konnte man gerade einen Laib Brot kaufen. Bei meiner Pensionierung, 30 Jahre später, verdiente ich 14 Franken pro Stunde. Wie viel Taschengeld bekommst du eigentlich, Eleni?

ELENI GAGGINI (16): 300 Franken pro Monat. Davon spare ich etwa 100. Mein Freund wohnt in Frankreich, ich brauche das Geld für die Bahnfahrten.

Was würden Sie sagen, welcher Schicht gehören Sie an?

FRIEDA (90): Früher gab es nur Arme und Reiche. Nichts dazwischen. Mich beeindruckten die Reichen nie. Ein Millionär, das sagt mir nichts, auch heute nicht.

NATHALIE GAGGINI (46): Reich waren wir sicher nie, aber ich hatte auch nie das Gefühl, wir hätten zu wenig.

LIS TRIET-LÜSCHER (67): Dabei wusste ich manchmal nicht, wie wir über die Runden kommen.

ELENI (16): Es fehlt uns an nichts, wir sind irgendwo in der Mitte.

Frau Lüscher-Wüest, Sie wuchsen in der Wirtschaftskrise der 1930er auf, sind Sie sparsamer als die anderen drei?

FRIEDA (90): Ich nehme nicht gerne ein >

Taxi. Ich gehe lieber zu Fuss.

LIS (67): Es ist furchtbar mit ihr.

FRIEDA (90): Als der Krieg kam, lernte man eben verzichten. Wir assen oft Hühnersuppe und Gemüse aus dem Garten: Kohl, Karotten, Sellerie. Das mochte ich alles nicht. Ich wurde spindeldürr.

Welche Erinnerungen an den Krieg haben Sie?

FRIEDA (90): Es war schlimm. Ich sass mit meiner Schwester bei uns auf dem Bauernhof, wir sagten uns: «Jetzt machen wir nichts mehr. Morgen kommen sowieso die Deutschen, dann ist alles fertig.» Wir hatten kein Radio, kein Telefon, wir waren überhaupt nicht informiert.

Man musste früher erwachsen werden?

FRIEDA (90): Eindeutig. Als ich 13 Jahre alt war, starb der Vater, die Mutter war schon früher an Krebs dahingeschieden. Ein Lehrer wurde als mein Vormund eingesetzt. Der bestimmte, dass ich sofort auf dem Bauernhof helfe. Ich konnte nicht einmal das Schuljahr beenden.

LIS (67): Es hat dich ein Leben lang beschäftigt, dass du die Schule abbrechen musstest.

FRIEDA (90): Ich schämte mich. Wenn ich an meinen Vormund denke, kommen mir Tränen vor Wut, ich bin noch heute zornig, dass man mir das angetan hat. Ich hatte nicht gelernt, mich zu wehren: Zu Hause durfte man nicht einmal laut sprechen, wenn Erwachsene dabei waren – wie hätte ich gegen einen Vormund ankommen können?

Damals wurde früh geheiratet. Auch während dem Krieg?

FRIEDA (90): Bei mir war es kompliziert. Ich wurde im Krieg schwanger, war aber noch unverheiratet. Ein Skandal! Mein Mann war im Aktivdienst am Abverdienen. Im zweitägigen Urlaub heirateten wir schnell und am Sonntagmorgen – nachdem die erste Tochter auf die Welt kam – kehrte er ins Militär zurück. Die Ehe hält bis heute!

ELENI (16): Lustig, wir haben alle sehr früh unseren ersten Freund.

NATHALIE (46): Die Familie deines Mannes besass eine Drogerie. Das war etwas

Spezielles, er kam aus einer besseren Familie.

FRIEDA (90): Die Leute sprachen über mich. Man sagte, ich hätte mir einen Reichen geschnappt.

In den 1950er Jahren begann sich die Wirtschaft langsam zu erholen.

FRIEDA (90): 1955 eröffnete die Migros eine Filiale in Dübendorf, sie suchten Kassierinnen. Ich meldete mich und bekam die Stelle.

LIS (67): Ich erinnere mich. Du hast jeden Tag bis 18.30 Uhr gearbeitet, ich musste das Nachtessen vorbereiten.

«Die Neapolitaner machten die Faust, als sie uns sahen. Sie wollten, dass die Touristen verschwinden.»

FRIEDA LÜSCHER-WÜEST (90)

Die Migros hatte damals keinen guten Ruf.

FRIEDA (90): Nein, überhaupt nicht. Mein Mann war Flugzeugmechaniker auf dem Militärflugplatz Dübendorf. Er musste darum Erlaubnis bitten, dass ich bei der Migros arbeiten durfte. Man erlaubte es nur, weil zwei meiner Kinder behindert waren und wir das Geld benötigten. Die Invalidenversicherung gab es noch nicht.

Warum war das Lebensmittelgeschäft verpönt?

LIS (67): Es war eine Konkurrenz für die Detailhändler.

FRIEDA (90): Man wurde geächtet, wenn man da einkaufte. Viele Leute packten deshalb ihre Einkäufe in neutrale Tragetaschen. Aber unbeliebt war die Migros nicht, im Gegenteil, die Menschen kamen in Strömen. Es war günstig, und das Sortiment so gross, dass man nicht mehr von *Lädeli* zu *Lädeli* gehen musste. LIS (67): Es war wunderbar, meine Mutter

brachte immer Dinge mit nach Hause, die übrig geblieben oder abgelaufen waren.

FRIEDA (90): Nein, nicht abgelaufen. Das «Verfalldatum» wurde erst später eingeführt.

Ein neuer Begriff tauchte auf: Auch gewöhnliche Menschen hatten plötzlich «Freizeit».

FRIEDA (90): Ja. Man begann mit den «Hobbys». Das kannten wir nicht. Ich lernte also Ski fahren und Tennis spielen. Das gefiel mir sehr. Ich spielte, bis ich 80 Jahre alt war.

NATHALIE (46): Wir machen alle gerne Sport. Ich bin sehr aktiv im Karateklub.

Auch das Essen wurde besser?

LIS (67): Ja, nur Fleisch gab es selten; manchmal einen Cervelat, selten ein *Plätzli*. Das bekam immer der Vater. Es hiess: «Er muss arbeiten, er bekommt das Fleisch» – obwohl meine Mutter ja auch arbeitete.

NATHALIE (46): Noch als ich klein war, in den 1970er Jahren, gab es selten Fleisch. Zum Geburtstag wünschte ich mir immer Koteletts. Bis heute ist ein gutes Stück Fleisch etwas Spezielles für mich. Nicht für meinen Mann. Seine Familie war reicher, und er isst sehr gerne. Ein Tessiner halt. Er kocht auch besser als ich.

Sogar Auslandferien wurden für breitere Bevölkerungsschichten erschwinglich?

FRIEDA (90): Mein Mann, der Mechaniker, fuhr fürs Leben gerne *Töff*. Wir fuhren 1954 zum ersten Mal in die Ferien nach Neapel, auf einen Zeltplatz. Ich konnte es nicht wirklich geniessen, es war alles viel zu neu für mich. Und ich dachte die ganze Zeit an die drei Kinder zu Hause. Die Neapolitaner machten die Faust, als sie uns sahen. Sie wollten, dass die Touristen verschwinden.

LIS (67): Der *Töff* war nicht wirklich bequem für eine solch lange Reise, und das Campingleben war mit Arbeit verbunden für meine Mutter: aufbauen, kochen, abbauen.

FRIEDA (90): Es gefiel mir aber schon!

NATHALIE (46): Jetzt versteh ich, warum wir später nicht mehr zelten gingen.

ELENI (16): Sei doch froh! Ich mag Zelten auch nicht.



1927 — Familie Wüest, die 4-jährige Frieda steht vorne rechts.



1983 — Nathalie Gaggini,
17-jährig.



1943 — Hochzeit von Frieda und Heinrich Lüscher-Wüest während des «grossen Urlaubs» vom Aktivdienst (zwei Tage).



1991 — Hochzeit von Lis mit Fridolin Triet, ihrem zweiten Mann. Trauzeugen: Nathalie und Giovanni Gaggini.



1985 — Lis Triet, 40-jährig.



1996 — Hochzeit von Nathalie mit Giovanni Gaggini.



2001 — Nathalie Gaggini mit den Töchtern Eleni (links) und Mia.

NATHALIE (46): Eleni, du bist schon nach La Palma geflogen, da warst du zwei Jahre alt – kannst du dich noch erinnern?
ELENI (16): Nein. Ich weiss nur, dass wir in die USA flogen, als ich etwa fünf war. Mein Vater machte einen Studienaufenthalt dort, glaube ich.

*Die Mobilität nahm zu in den 1950ern:
 Man reiste ins Ausland in die Ferien – und
 die Ausländer kamen in die Schweiz, um zu
 arbeiten.*

FRIEDA (90): In der Migros kauften viele Italiener ein. Einer war sehr galant, er begleitete mich immer nach Hause. Ich glaube, er wollte etwas von mir. Die Einwanderung hörte leider nicht mehr auf, bis heute. Man hört in Dübendorf so viele Sprachen, manchmal meint man, man sei im Ausland. Das Dorf ist eine Stadt geworden. Das gefällt mir nicht. Letztes Jahr wohnten 25 000 Menschen hier, in meiner Jugend waren es 5000.

Wie lange arbeiteten Sie in der Migros?

FRIEDA (90): Zehn Jahre. Dann bekam ich eine Vorgesetzte, mit der ich mich nicht verstand. Ich fand etwas bei Vögele in Oerlikon und wurde Schuhverkäuferin.

NATHALIE (46): Ich weinte immer, wenn ich als Kind in den Vögele musste, um neue Schuhe zu kaufen: Ich wollte Turnschuhe oder Sandalen, die gab es da nicht.

ELENI (16): Was? Ich trage lieber hohe Schuhe, die machen mich etwas grösser.

NATHALIE (46): Wie viele Paar Schuhe hast du eigentlich?

ELENI (16): Ungefähr 28. Ich weiss, das ist etwas übertrieben. Aber es gibt Frauen, die haben noch viel mehr. Und die Schuhe sind übers Jahr verteilt, ein paar für Sommer, Herbst, Winter und Frühling.

Schuhverkäuferin war besser, als in der Migros zu arbeiten?

FRIEDA (90): Ja, viel besser.

LIS (67): Angesehener.

FRIEDA (90): Am Ende, nach 20 Jahren, hätte ich sogar die Filiale übernehmen können. Das wäre mir zu viel gewesen. Ich musste daneben noch den Haushalt führen. Ich ging jeden Morgen um 7 Uhr aus dem Haus und kam erst um 18.30 Uhr nach Hause. Mein Mann sagte: «Du

«Ich habe etwa 28 Paar Schuhe. Ich weiss, das ist etwas übertrieben. Aber andere haben noch viel mehr.»

ELENI GAGGINI (16)

kannst schon arbeiten, aber den Haushalt musst du trotzdem erledigen.»

LIS (67): Alle Männer waren damals so. Zu Hause halfen sie nichts.

In den 1960er Jahren schaffte es Ihre Tochter aufs Gymnasium, das muss Sie sehr stolz gemacht haben.

FRIEDA (90): Vor allem meinen Mann. Für ihn war es wichtiger.

LIS (67): Ich glaube, du wusstest nicht recht, was ich da machte.

Die Antibabypille wurde Anfang der 1960er Jahre eingeführt, trotzdem wurden auch Sie sehr jung schwanger.

LIS (67): Ich hatte einen Freund und ging zum Frauenarzt, doch der sagte: «Lis, komm doch wieder, wenn du erwachsen bist.» Ich wagte nicht zu widersprechen. Dann wurde ich schwanger, mit 20. Wir mussten sehen, wie wir über die Runden kamen, aber heute bin ich unendlich glücklich, dass ich dich habe.

NATHALIE (46): Erst in meiner Generation steuerte man die Empfängnis bewusst. Mir war klar: Ich will mit 30 Jahren Mutter werden. Und so war es auch.

Frau Gaggini kam 1966 zur Welt, der materielle Aufstieg hatte begonnen. Wuchs Ihre Tochter luxuriöser auf als Sie, Frau Triet?

LIS (67): Nicht wirklich. Wir hatten wenig Geld. Schon während des Gymnasiums arbeitete ich immer, und auch, als Nathalie auf der Welt war.

NATHALIE (46): Das Haus hatte kein Badezimmer, man badete oder duschte in der Küche, in einer Badewanne unter dem Küchentisch, nur einmal pro Woche.

Es kamen die 1970er Jahre, die Zeit der gesellschaftlichen Revolution.

NATHALIE (46): Wir hatten immer ein volles Haus. Mein Vater war ein Lebemann. Es wurde Wein getrunken und geraucht. Er stand auf dem Tisch und spielte Gitarre. Ich hatte immer Husten. Man meinte tatsächlich, das komme von Insekten-sprays.

LIS (67): Wir wussten es ja nicht! Heute denke ich: Was haben wir nur gemacht! Wir rauchten wie die Schlote.

Die Arbeitslosigkeit lag in jenen Boomjahren stets unter einem Prozent.

Kannten Sie überhaupt Jobängste?

LIS (67): Ich hätte jeden Tag drei Stellen bekommen – als Sekretärin. Doch ich war Juristin, ich hatte 1977 mein Studium abgeschlossen und wollte auch als solche arbeiten! Daneben musste ich mich um Nathalie kümmern. Ich suchte eine Teilzeitstelle als Juristin. Das war schwierig.

NATHALIE (46): Krippen galten als furchtbar schlimm. «Nur Rabenmütter schicken ihre Kinder in die Krippe», hiess es.

LIS (67): Du warst drei Tage pro Woche bei einer befreundeten Pflegemutter, das ging noch.

Sie fanden schliesslich eine Stelle im Zürcher Polizeidepartement und landeten mitten in einer Männerwelt.

LIS (67): Anfänglich liess man mich immer spüren, dass ich eine Frau war, vor allem die Polizeioffiziere. Man liess mich nicht zu Wort kommen oder hörte mir nicht zu. Das stachelte meinen Ehrgeiz an. Ich biss auf die Zähne und marschierte vorwärts.

NATHALIE (46): In meiner Generation war Ehrgeiz negativ konnotiert. Wir hinterfragten die Leistungsgesellschaft. Selbst-verwirklichung stand im Vordergrund.

Erhielten Sie weniger Lohn als die Männer?

LIS (67): Nein. Der Lohn in städtischen Berufen ist reglementiert. Aber man schaute, dass ich nicht zu schnell aufstieg. Glücklicherweise förderte mich der Polizeivorsteher und machte mich kurz vor seinem Rücktritt sogar zur stellvertretenen Departementssekretärin. Das ärgerte seinen Nachfolger. Dieser wollte >



N° 1/2013



**Wachstum – blühende Geschäfte,
erspriessliche Aussichten**

**Bulletin
PLUS**

Bulletin Plus, das Magazin der Credit Suisse für den Schweizer Markt
www.credit-suisse.com/bulletinplus



2001 — Eleni Gaggini, 5, in den USA.



2012 — Heinrich und Frieda Lüscher-Wüest in ihrer Wohnung in Dübendorf.



2006 — Lies Triet im Büro des Polizeidepartements der Stadt Zürich.



2012 — Eleni Gaggini und Freund William.

jemanden aus seiner Partei, der SP. Er sagte mir: «Wenn Sie da arbeiten, müssen sie politisch handeln.» Ich entgegnete: «Ich beurteile die Dinge juristisch, nicht politisch.» Das gefiel ihm nicht.

NATHALIE (46): Wir sind alle politisch, aber niemand war je in einer Partei.

FRIEDA (90): Ich gehe immer abstimmen, habe aber keine Zeit, mich zu informieren. Zum Glück weiss der Mann immer alles.

Die 1980er Jahre waren geprägt von den Jugendunruhen. Frau Gaggini, Sie gingen auf Demonstrationen, während Ihre Mutter im Polizeidepartement arbeitete. Gab es da keine Konflikte?

NATHALIE (46): Meine Mutter warnte mich, wenn die Polizei grosse Einsätze machte. Es wäre unvorteilhaft gewesen für sie, wenn mich die Polizei verhaftet hätte. Lustigerweise ging ich zu jener Zeit oft in die Polizeimensa zum Mittagessen. So wie ich aussah! Ich war zwar kein richtiger Punk, aber trug eine Sicherheitsnadel im Ohr und solche Sachen halt.

ELENI (16): Wovon redet ihr eigentlich?

NATHALIE (46): Von den Jugendunruhen in den 1980ern. Das kannst du dir nicht vorstellen: Als ich aufwuchs, machte in Winterthur alles um 23 Uhr zu. Es gab keine Bars, Discos oder andere Orte für die Jugendlichen. Die Stadt Zürich wollte alle Subventionen dem Opernhaus zukommen lassen, das AJZ, das «Autonome Jugendzentrum Zürich», ging leer aus. Dagegen protestierten wir.

LIS (67): Ich erinnere mich, als ich deinen Vater kennenlernte, 1965, sassen wir auf einer Bank und küsstens uns, harmlos.

Leute liefen vorbei, sie griffen uns fast an: Ob wir uns nicht schämten. Wir lebten im Konkubinat zusammen. Auch das war verboten. Die Polizei machte Kontrollen!

ELENI (16): Was ist schlimm am Opernhaus?

NATHALIE (46): Nur die Kultur der Reichen erhielt Subventionen. Dagegen liefen wir Sturm. Und natürlich gegen alles, was Staat und Autorität war. Wir skandierten: «Macht aus dem Staat Gurkensalat!»

Frau Triet, Sie haben 28 Jahre im Zürcher Polizeidepartement gearbeitet – wie hat sich die Polizei verändert in dieser Zeit?

LIS (67): Man schaut den Polizisten heute

sehr genau auf die Finger. Sie sind in den letzten Jahren viel sensibler geworden gegenüber den gesellschaftlichen und sozialen Problemen in einer Grossstadt. Und den Gerichten sind oftmals die Hände gebunden. Bereits für die Untersuchungshaft gibt es strengste Auflagen. Die Delinquenten wissen das und benehmen sich entsprechend furchtlos.

Hat sich die Art der Verbrechen verändert?

LIS (67): Wirtschaftskriminalität ist ab den neunziger Jahren ein grosses Thema geworden und schwer in den Griff zu bekommen. Unsere Gesetzgebung ist nicht gemacht für *white collar crime*. Auch bei der Internetkriminalität hinken wir hinterher.

Wird heute eigentlich mehr gearbeitet als früher?

LIS (67): Früher ging ein Polizeivorsteher zwei Stunden mittagessen, die heutigen Chefs schnappen sich schnell ein Sandwich. Es wird zweifelsohne mehr gearbeitet. Aber man hat fast keine Zeit mehr, sich auf etwas zu konzentrieren und das gut zu machen.

Sie alle vier sind moderne, selbstbewusste Frauen – verrichten Sie eigentlich gerne Hausarbeit?

NATHALIE (46): Überhaupt nicht.

LIS (67): Ich auch nicht. Ich koche gerne. Und ich führe das Haushaltsbudget, das mache ich gerne.

FRIEDA (90): Ich kannte nichts anderes, ich musste die Hausarbeit einfach erledigen.

NATHALIE (46): Seit Kurzem haben wir eine Putzfrau, dagegen habe ich mich lange gewehrt. Jetzt, wo wir sie haben, möchte ich nicht mehr auf sie verzichten.

ELENI (16): Ich habe mit meinem Freund schon jetzt ausgemacht, dass wir Hausarbeit *fifty-fifty* teilen, wenn wir mal zusammenwohnen.

Was hat sich in den letzten 90 Jahren geändert zwischen Mann und Frau?

FRIEDA (90): Die Männer sind anders geworden, man kann besser reden mit ihnen. Früher ging der Mann arbeiten, und die Frau musste den Rest erledigen. Ich brauchte Freundinnen oder den

Coiffeur, um meine Dinge zu besprechen.

LIS (67): Wie du mit deinem Mann umgehst, Nathalie, das gab es bei mir früher noch nicht. Ihr habt beide eure *Ufgäbeli*, es ist ganz normal, dass beide für die Familie schauen.

NATHALIE (46): Na ja, er arbeitet 100 und ich nur 60 Prozent, er verdient auch viel mehr. Ich wollte unbedingt Kinder, er nicht. Aber muss ich mal fort, ist es ganz selbstverständlich, dass er frei nimmt und die Hausarbeit erledigt.

Wie haben Sie sich selber verändert?

FRIEDA (90): Ich glaube, uns allen wurde wichtig, unser eigenes Geld zu haben. So gar ich begann ein eigenes Konto zu führen, das mein Mann nie antastete.

LIS (67): Nathalie wurde stark vom Feminismus geprägt, sie kann nicht mehr zulassen, dass ein Mann sie verwöhnt.

NATHALIE (46): Bei einer unserer ersten Verabredungen wollte mich mein Mann auf einen Kaffee einladen – ich war empört.

ELENI (16): Was? Ich mag das. Auch wenn er mir die Türe aufhält. Macht er's nicht, denke ich: Oh mein Gott!

LIS (67): Ich geniesse das auch. Bei der Polizei waren sie sehr galant.

NATHALIE (46): Eleni zieht sich feminin an, das war bei meiner Generation verpönt. Ich glaube, heute kann man Unterschiede zwischen Mann und Frau wieder mehr zulassen.

Eleni, die Arbeitslosenzahlen sind heute wieder höher als bei deiner Mutter oder Grossmutter. Wie stellst du dir dein späteres Leben vor?

ELENI (16): Ich möchte so schnell wie möglich die Matura machen und dann an die Uni nach Montpellier, wo mein Freund wohnt. Vermutlich werde ich Musik studieren, oder Musikwissenschaften oder Biologie, das interessiert mich auch. Danach werde ich Lehrerin.

NATHALIE (46): Sie hat eine sehr klare Vorstellung von ihrem Leben. Ich war viel verträumter. Aber ich wusste auch früh, dass ich nicht Karriere machen wollte.

Und wie sieht der Plan aus für dein privates Leben?

ELENI (16): Ich will heiraten, in Weiss! Dann zwei Kinder, sicher bevor ich 30 Jahre alt bin. Und ein eigenes Haus.

Eleni will das Leben, gegen das Sie in den 1980er Jahren demonstriert haben?

NATHALIE (46): Ja. Sie und ihre Generation sind sehr bürgerlich, die Zeiten sind wieder konservativer geworden. Ich staune auch, wie angepasst sie sind. Es wirkt, als seien sie ruhiggestellt durch all die vielen Annehmlichkeiten.

ELENI (16): Der Durchschnitt ist heute erstrebenswert. Viele meiner Freunde wollen einfach «normal» sein.

NATHALIE (46): Dafür gibt es heute mehr Toleranz: Eleni hatte mal einen Freund, der politisch sehr rechts stand, der jetzige ist eher links. Das wäre bei mir nicht möglich gewesen.

ELENI (16): Was mich an meiner Generation stört: Zu allem gibt es einen ironischen Kommentar. Nichts ist ernst.

NATHALIE (46): Was mich bei euch erstaunt: Wie exhibitionistisch ihr veranlagt seid. Von mir gibt es fast keine Bilder aus den Demozeiten. Ihr lichtet alles ab – und hängt es auch noch ins Internet!

Welche von Ihnen hatte die beste Jugend?

NATHALIE (46): Meine Jugendzeit war sicher die beste. In den aufregenden 1980er Jahren. Die Gesellschaft veränderte sich, heute passiert ja nicht mehr viel, außer vielleicht die digitale Revolution.

LIS (67): Ich hätte gerne die Selbstsicherheit und das Selbstbewusstsein der heutigen jungen Frauen gehabt. Sie haben keine Hemmungen, ihre Meinung zu sagen.

FRIEDA (90): Es mag seltsam klingen, aber ich finde, meine Jugend war einfacher als die von Eleni. Es ist schwierig, heute Freude zu haben, sie haben ja schon alles. Und dann ist alles so schnell mit Internet, Handy, Fernsehen.

ELENI (16): Das stimmt sicher. Du wolltest einfach überleben, wir können aus tausend Möglichkeiten aussuchen. Trotzdem möchte ich nie mit dir tauschen.

Gibt es auch etwas, das über die Jahre gleich geblieben ist?

ELENI (16): Ein Mann muss gut tanzen.

FRIEDA (90), L.T. (67), N.G. (46): Genau. □

VIER GENERATIONEN



FRIEDA LÜSCHER-WÜEST (90)

Kam 1923 in Gockhausen zur Welt, arbeitete als Kassiererin in der Migros und als Schuhverkäuferin bei Vögele. Seit 70 Jahren verheiratet. Ihr Mann arbeitete als Flugzeugmechaniker und später als Feuerwehrkommandant auf dem Militärflugplatz Dübendorf. Drei Kinder, davon sind zwei behindert.



LIS TRIET-LÜSCHER (67)

Studierte Juristin, arbeitete 28 Jahre beim Zürcher Polizeidepartement, davon 15 Jahre als Departementssekretärin. In zweiter Ehe verheiratet mit einem Staatsanwalt, mit dem sie seit der Pensionierung in Frankreich wohnt. Eine Tochter, Nathalie, aus erster Ehe.



NATHALIE GAGGINI (46)

Arbeitet als freischaffende Grafikerin in Winterthur, wo sie mit zwei befreundeten Familien ein grosses Haus bewohnt. Verheiratet mit einem Anwalt. Zwei Töchter, 13 und 16 Jahre alt.



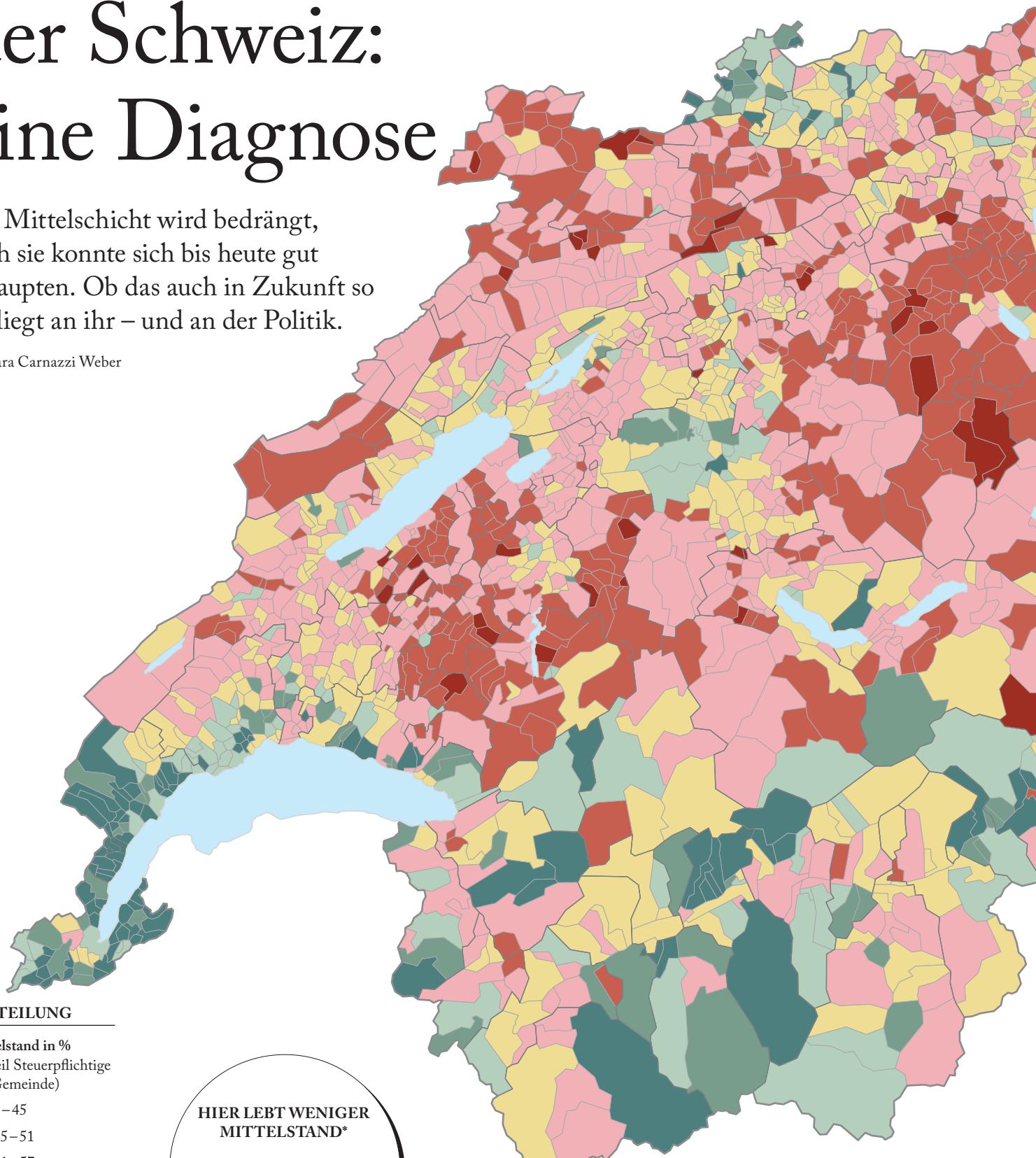
ELENI GAGGINI (16)

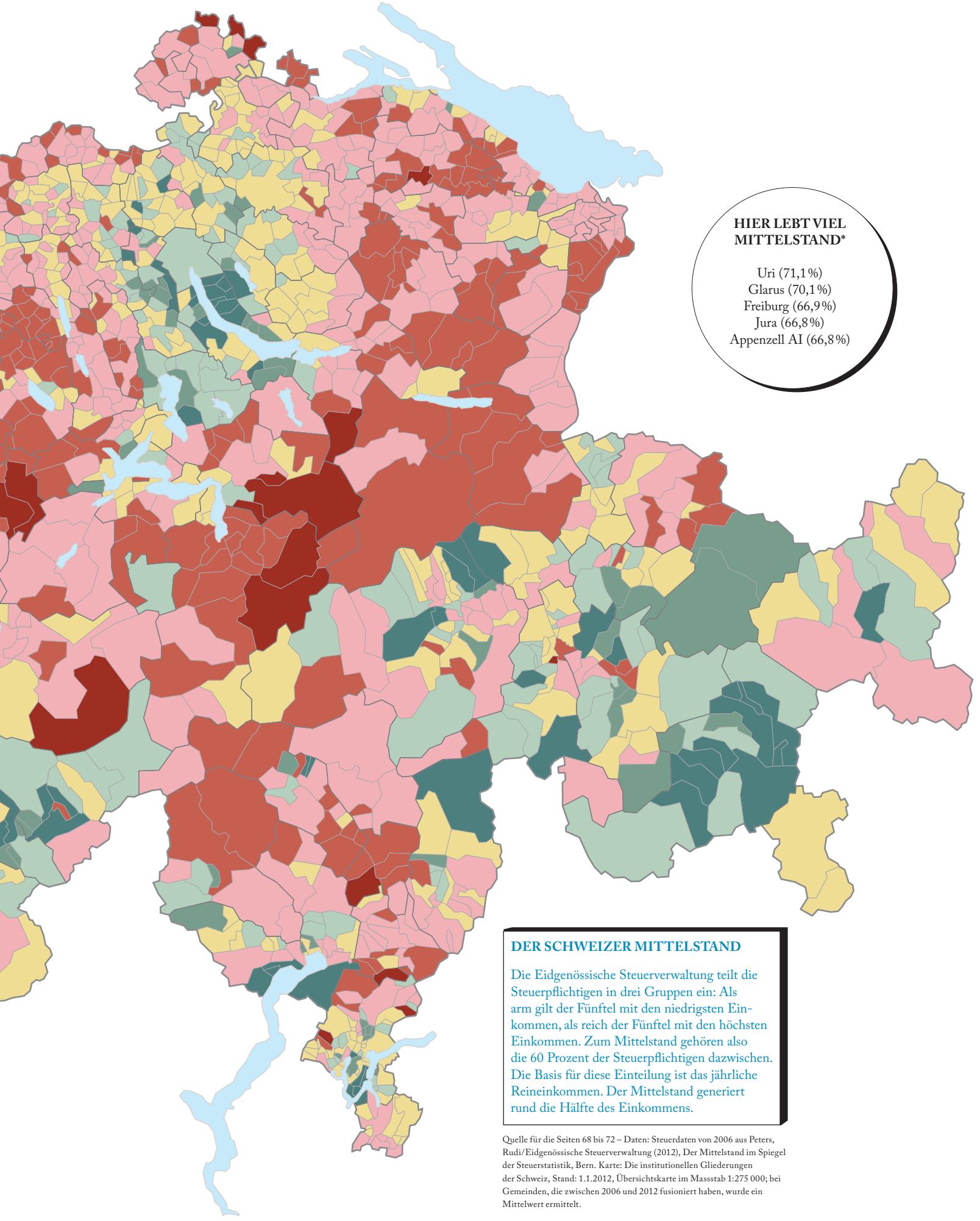
Besucht das musicale Gymnasium in Winterthur und möchte später Musik- oder Biologielehrerin werden. Seit fünf Monaten in einer Beziehung, ihr Freund lebt in Südfrankreich. Eleni möchte später zwei Kinder.

Mittelstand in der Schweiz: eine Diagnose

Die Mittelschicht wird bedrängt, doch sie konnte sich bis heute gut behaupten. Ob das auch in Zukunft so ist, liegt an ihr – und an der Politik.

Von Sara Carnazzi Weber





* Anteil Steuerpflichtige pro Kanton, die zum Mittelstand zählen

Geht die Mittelschicht pleite? Droht ihr der soziale Abstieg? Oder geht es dem Mittelstand besser, als wir glauben? Aussagen über den Zustand der Mittelschicht nehmen seit einigen Jahren in der öffentlichen Debatte im Ausland, aber zunehmend auch in der Schweiz einen wichtigen Stellenwert ein.

Wissenschaft und Politik konkurrieren dabei um Einschätzungen, die nicht selten durch die aktuelle Wirtschaftslage, politisches Kalkül oder einfach den gewählten Blickwinkel geprägt sind. Unter dem Begriff Mittelstand verbirgt sich nämlich ein facettenreiches Phänomen, das über eine reine Einkommensbetrachtung hinausgeht. So wird mit dem Mittelstand mehr als nur ein bestimmtes Einkommensniveau assoziiert. Es geht vielmehr auch um Rollenbilder und Grundwerte, Bildungs- und Berufslaufbahnen, und dies bei einer zunehmenden Differenzierung: Je nachdem ob man vom unteren, mittleren oder oberen Mittelstand redet, können die Einschätzungen anders ausfallen.

Eine solide Wirtschaftspolitik, die gute Wirtschaftsentwicklung und die hohe internationale Wettbewerbsfähigkeit der Schweiz haben den Mittelstand in den letzten 20 Jahren vor einer Erosion weitgehend bewahrt. Dies belegt auch die jüngst erschienene Studie von Avenir Suisse. Die Schweiz profitiert im internationalen Vergleich von einer dauerhaft tiefen Arbeitslosigkeit, einer hohen Erwerbsbeteiligung, hohen Löhnen, einer massvollen Steuerbelastung und einer ausgeglichenen Einkommensverteilung. Letztere ist zudem über die Zeit äusserst stabil geblieben.

Kein Niedergang des Mittelstandes

Ein Vergleich von Einkommensniveaus und -verteilung unter den OECD-Ländern bestätigt, kaufkraftbereinigt, nicht nur eine überdurchschnittliche Einkommensstärke für sämtliche Bevölkerungs-

schichten in der Schweiz, sondern auch dass die Einkommensspreizung hierzulande weniger stark zugenommen hat als in anderen Ländern. Verschont blieb die Schweiz insbesondere von einer starken Abkopplung der obersten Einkommen, wie sie vor allem in angelsächsischen Ländern – allen voran den Vereinigten Staaten – zu beobachten ist. Der Anteil der 10 Prozent Bestverdienden am Gesamteinkommen ist seit 1917 relativ konstant geblieben. Die Einkommenszuwächse haben sich mit anderen Worten bis heute relativ gleichmässig über die einzelnen Einkommensschichten verteilt und kamen auch in

halte können sparen, im Durchschnitt jährlich rund 12,2 Prozent des Bruttoeinkommens, in der Mitte der Einkommensverteilung immerhin noch zwischen 6 und 9 Prozent. Nicht zuletzt aus diesem Grund konnte sich ein grosser Teil der Bevölkerung in den letzten Jahren auch den Schritt ins Wohneigentum leisten (siehe nebenstehende Box).

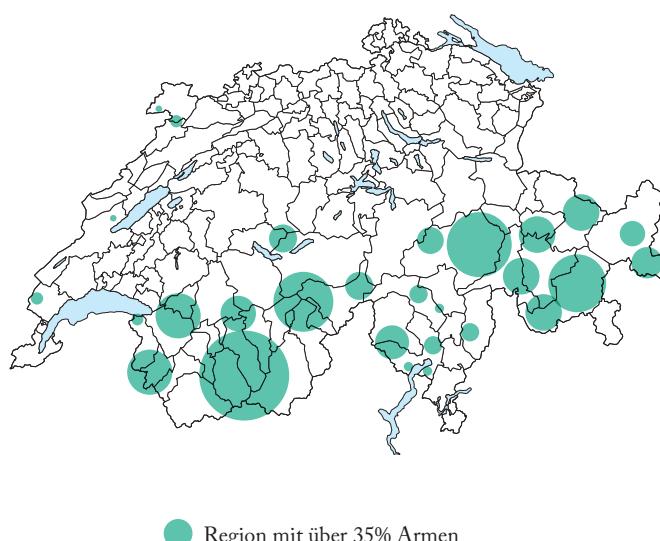
Diffuses Unbehagen

Das historisch tiefe Zinsniveau hat zwar die Erhöhung der Eigentumsquote in der Schweiz gestützt und die Tragbarkeit von Wohneigentum gemessen am Einkommen verbessert. Eine breite Bevölkerungsschicht konnte sich aber den Zugang zu diesem Eigentum verschaffen, weil sie die notwendigen Eigenmittel nun aufbringen konnte.

Die Möglichkeit, für die Finanzierung auf Vorsorgegelder auszuweichen, darf sicherlich nicht ausser Acht gelassen werden. So geht aus einer Umfrage des Instituts für Finanzdienstleistungen der Hochschule Luzern hervor, dass rund 30 Prozent der Befragten einen Vorbezug aus der zweiten Säule für den Erwerb von Wohneigentum beansprucht haben. Davon haben 39 Prozent weniger als 10 Prozent sogenannte harte Eigenmittel eingebracht und hätten damit die seit Juli dieses Jahres geltenden Mindestanforderungen bezüglich Eigenkapital nicht mehr erfüllt. Bezogen auf das gesamte Hypothekarvolumen machen diese Fälle einen Anteil von lediglich 12 Prozent aus.

Woher kommt dann das diffuse Unbehagen im Schweizer Mittelstand? Hat dies weniger mit einer Verschlechterung der Einkommens- und Vermögenssituation zu tun und mehr mit geringen oder schwindenden gesellschaftlichen Aufstiegschancen? Die Schweiz hat sich seit jeher der Förderung und Gewährleistung möglichst grosser Chancengleichheit verschrieben. Der Wunsch bzw. das Streben nach sozialem Aufstieg – gerade für den Mittelstand identitätsprägend – ist zumindest indirekt im Gerechtigkeitspostu-

DIE ARME SCHWEIZ



den letzten Jahren nicht nur den obersten Einkommen zugute. Auch hinsichtlich Lohnentwicklung hat sich der Anteil der Erwerbstätigen, die nicht weniger als 70 und nicht mehr als 150 Prozent des Medians verdienen, in den letzten 15 Jahren nur leicht verringert.

Aufgrund dieser Zahlen kann von einem Niedergang des Mittelstands in der Schweiz keine Rede sein.

Auch hinsichtlich Vermögen befindet sich der Mittelstand trotz wesentlich ungleicher Verteilung in einer komfortablen Lage. Zählt man die in der zweiten und dritten Säule kumulierten Vermögen dazu, so verfügen rund 22 Prozent der Haushalte über ein Nettovermögen von über einer Million Franken. Und Schweizer Haus-

Die eigenen vier Wände

Aus einem Land der Mieter wird zunehmend ein Land der Immobilienbesitzer. Gerade bei mittleren Einkommen.

Fast jeder zweite Mittelstandshaushalt in der Schweiz wohnt in den eigenen vier Wänden, am häufigsten im traditionellen Einfamilienhaus. Bei der Gesamtbevölkerung beträgt der Anteil von Wohneigentum dagegen nur knapp 40 Prozent.

Neue Immobilienbesitzer kaufen zunehmend Eigentumswohnungen. Der Trend zum Stockwerkeigentum hat verschiedene Gründe: Mangels Bauland und wegen zu hoher Bodenpreise sind Einfamilienhäuser heute für viele keine Option mehr. Dazu kommt der Wunsch, in Zentrumsnähe zu wohnen. Als preiswerte Alternative hat das Stockwerkeigentum Haushalten aus dem unteren und mittleren Mittelstand dazu verholfen, den Traum vom Eigenheim zu verwirklichen. Am häufigsten lebt der Mittelstand dabei in der Agglomeration.

Wohneigentum ist also, entgegen landläufiger Meinung, längst nicht nur der Oberschicht vorbehalten. Sogar in der Unterschicht finden sich nicht wenige Wohneigentümer (auch wenn diese Haushalte Kompromisse bezüglich Wohnfläche oder Wohnstandort eingehen müssen).

Keine Geldsorgen in Sicht

Mittelstandshaushalte bezahlen derzeit durchschnittlich 1545 Franken für eine Mietwohnung. Das sind blos 83 Franken pro Monat weniger, als die Einfamilienhausbesitzer aufwerfen müssen (1628 Franken). Nur unbedeutend weniger (1554 Franken) bezahlen Stockwerkeigentümer. Dieser geringe Unterschied lässt sich darauf zurückführen, dass Eigentumswohnungen im Mittel weniger alt sind und an zentraleren Lagen stehen.

Im langjährigen Mittel bezahlen Eigentümer eigentlich mehr fürs Wohnen als Mieter (auch weil sie sich in der Regel grössere Wohnungen leisten).

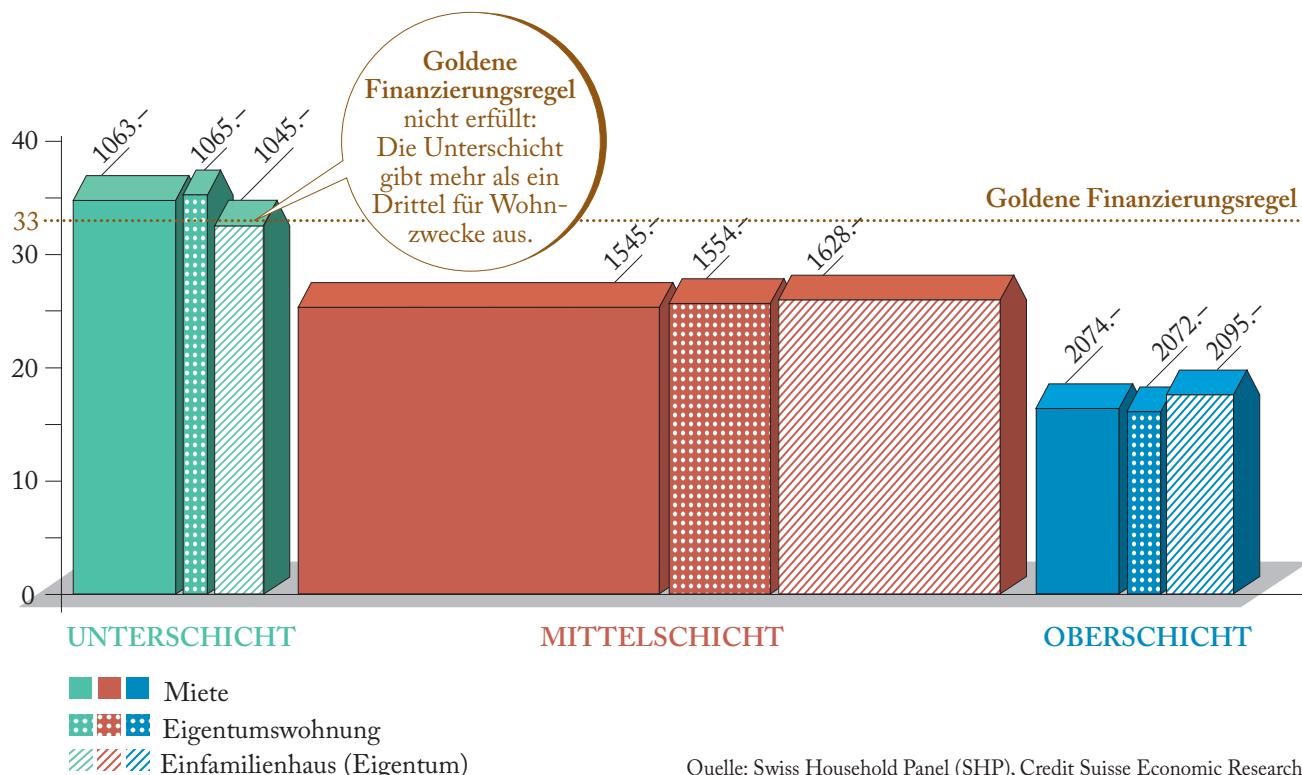
Die Belastungen für Wohneigentümer sind momentan aber vor allem wegen der historisch tiefen Hypothekarzinsen nicht wesentlich höher als bei den Mieterhaushalten.

Gemessen am Einkommen ist die Tragbarkeit von Wohneigentum für den Mittelstand heute übrigens problemlos gewährleistet. Die goldene Finanzierungsregel, wonach nicht mehr als ein Drittel des Einkommens zu Wohnzwecken genutzt werden sollte, wird erfüllt. Langfristig werden die Ausgaben für die Wohneigentümer bei einer Normalisierung des Zinsniveaus jedoch wieder markant, das heisst um mehr als 50 Prozent, ansteigen. Solange nicht gleichzeitig eine Verschlechterung der Beschäftigungssituation und der Lohnentwicklung eintritt, sollten sich die Geldsorgen des schweizerischen Mittelstands jedoch weiterhin in Grenzen halten.

Marc Bill ist Ökonom bei der Credit Suisse.

WOHNKOSTEN NACH EINKOMMEN UND UNTERKUNFTSTYP

Wohnkostenanteil des Bruttohaushaltseinkommens (Prozent), monatliche Wohnkosten (CHF), Balkenbreite = Bevölkerungsanteil



lat der Bundesverfassung verankert. Wie steht es aber tatsächlich mit der sozialen Mobilität in der Schweiz?

Tiefe Einkommensmobilität

Einige empirische Befunde deuten darauf hin, dass die Schweiz eher zu den Ländern mit einer tiefen Einkommensmobilität zwischen den Generationen zu zählen ist, etwas höher als in den Vereinigten Staaten, aber deutlich geringer als zum Beispiel in Schweden. Das Einkommensniveau der Kinder weicht mit anderen Worten wenig von dem ihrer Eltern ab. Eine gewisse «Vererbung» lässt sich auch hinsichtlich des Bildungsstands feststellen. Im Schnitt weisen Kinder in rund der Hälfte der Fälle denselben Bildungsstand auf wie ihre Eltern, etwa 15 Prozent erwerben einen Abschluss auf einer tieferen und knapp 32 Prozent einen Abschluss auf einer höheren Bildungsstufe. Anders betrachtet bedeuten diese Ergebnisse aber auch, dass für mehr als 80 Prozent der Fälle bildungstechnisch kein Abstieg stattfindet.

Und auch wenn man die Bewegung von Einzelpersonen oder Haushalten auf der Einkommensskala zwischen zwei Zeitpunkten betrachtet, lässt sich durchaus eine gewisse Mobilität in der Schweiz feststellen. Und diese Mobilität ist im Mittelstand höher als am oberen und unteren Ende der Einkommensverteilung.

Nicht unbeachtet sollte schliesslich die Tatsache bleiben, dass der Mittelstand – wie die Gesamtgesellschaft – primär aufgrund der rasanten Entwicklung der Technologie einen ausgeprägten Wandel hinsichtlich der Bildungsanforderungen und Berufsbilder vollzieht. Intergenerationelle Betrachtungen, welche sich auf bestimmte Generationen abstützen, können diese Entwicklungen nur unvollständig abbilden, genauso wenig eine starre Auffassung von dem, was man als «typische» Berufe des Mittelstandes erachtet. Steigende Maturitäts- und Abschlussquoten

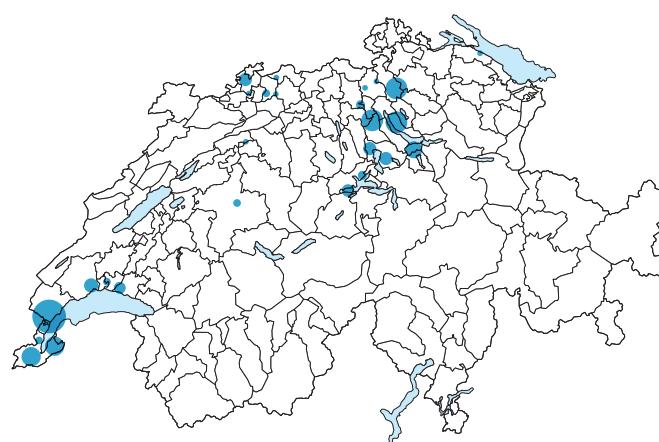
auf der Tertiärstufe oder neue Bildungswege wie etwa via Fachhochschulen machen es nicht unwahrscheinlich, dass die heute 20- bis 30-Jährigen einen höheren Bildungsstand, bessere Arbeitsmarkttchancen und eine höhere Einkommensmobilität erreichen werden als frühere Generationen.

Wenn sich beim Schweizer Mittelstand trotz einer insgesamt günstigen Lage zunehmend ein Gefühl von Fragilität und Unsicherheit breitmacht, wenn diese Bevölkerungsschicht einen steigenden Konkurrenzdruck empfindet, obwohl die Schweiz im Zeitalter der Globalisierung

dern schwinden dadurch die Anreize einer zusätzlichen Erwerbstätigkeit, was aus volkswirtschaftlicher Sicht einen nicht zu unterschätzenden Verlust darstellt.

Der Mittelstand in der Schweiz konnte sich bis heute gut behaupten. Und die Schweiz konnte von der Eigenverantwortung und Leistung dieser breiten Bevölkerungsgruppe profitieren. Soll dies auch in Zukunft so bleiben, darf die Politik nicht vergessen, welche Bedeutung dem Mittelstand für den Wohlstand der Gesellschaft zukommt. Dies bedeutet ein Hinterfragen der Transferpolitik und der dadurch erzeugten Anreizstrukturen sowie die Wahrung der komparativen Vorteile des Landes. Auf der anderen Seite darf sich der Mittelstand nicht zurücklehnen und von den in anderen Ländern beobachteten Erosionstendenzen allzu stark verunsichern lassen. Im Zuge der Globalisierung und des technologischen Wandels sind die Anforderungen und der Konkurrenzdruck gestiegen. Mit kontinuierlichen Investitionen in Bildung und Berufsqualifikationen kann man jedoch diesem Druck erfolgreich begegnen. □

DIE REICHE SCHWEIZ



● Region mit über 35% Reichen

bisher gut gefahren ist, so lässt sich dies am ehesten auf der Ebene des verfügbaren Einkommens erklären.

Transferpolitik hinterfragen

In der heutigen Ausgestaltung der Fiskal- und Transferpolitik führen zahlreiche Elemente dazu, dass die Rechnung für den Mittelstand nicht stimmt. Einkommensabhängige Tarife, von der Kinderkrippe bis zu den Prämienverbilligungen bei der Krankenversicherung, oder die Heiratsstrafe bei der Besteuerung benachteiligen den Mittelstand aus verteilungstechnischer Sicht. Er profitiert viel weniger als die unteren Einkommensklassen, trägt aber einen grossen Teil zur Finanzierung der Leistungen bei. Gerade für Familien mit Kin-

Literatur

- Bank Barclays (2008): *Barclays Wealth Insights: Evolving Fortunes*, London
- Bauer, Philipp C., Riphahn, Regina T. (2007): *Intergenerationale Bildungs- und Einkommensmobilität in der Schweiz – ein Vergleich zwischen Schweizern und Migranten*, in: *Die Volkswirtschaft*, Nr. 7/8
- Bundesamt für Statistik (2007): *Indikatoren zur sozialen Durchlässigkeit bezüglich des Bildungsstands*, Neuenburg
- Bundesamt für Statistik (2010): *Haushaltssudgethebung (HABE)*, Neuenburg
- Schaltegger, Christoph A., Gorgas, Christoph (2011): *The Evolution of Income Concentration in the Swiss Federalism over the Twentieth Century*, in: *CREMA Working Paper No. 2011-06*
- Schellenbauer, Patrik, Müller-Jentsch, Daniel (2012): *Der strapazierte Mittelstand. Zwischen Ambition, Anspruch und Ernüchterung*, Avenir Suisse, Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich
- Seiler Zimmermann, Yvonne (2012): *Auswirkungen der neuen Eigenmittel-Mindestanforderung auf den Hypothekarmarkt*, in: *Die Volkswirtschaft*, Nr. 10
- Zürcher, Boris (2007): *Wachstum, Verteilung und Einkommensmobilität*, in: *Die Volkswirtschaft*, Nr. 12

Dank den KMU geht es der Schweiz gut

Ein Essay von Johann N. Schneider-Ammann

Die positive Nachricht vorab: In den letzten 12 Monaten wurden in der Schweiz rund 60 000 Arbeitsplätze geschaffen. Unsere jungen Leute haben eine Perspektive. Das haben wir vor allem auch den kleinen und mittleren Unternehmen zu verdanken, den KMU. Sie haben es trotz Wirtschaftskrise und Frankenstärke geschafft, unser Land als gesunden, attraktiven und prosperierenden Denk-, Werk- und Dienstleistungsplatz zu erhalten, ja zu befördern.

Die Schweiz, das ist ein unschätzbarer Vorteil, ist ein KMU-Land. Mit 99,7 Prozent bilden sie die überwältigende Mehrheit der rund 300 000 privatwirtschaftlichen Unternehmen. Gemeinsam bieten sie rund zwei Drittel der Arbeitsplätze an. Die KMU sind das Rückgrat unserer Wirtschaft; sie sind der Motor unserer wirtschaftlichen Entwicklung. Zwar sind die Global Player gemäss einer Studie von Avenir Suisse produktiver, die Kleinen können jedoch agiler und flexibler auftreten. Das hat zur Folge, dass die grosse Mehrheit der KMU konjunkturresistenter ist. Dies hat einerseits die Finanzkrise gezeigt, das beweisen die KMU aber auch im Zuge der gegenwärtigen Währungsproblematik. Die Finanzkrise haben wir nicht zuletzt dank den vielen innovativen und flexiblen KMU besser überstanden als viele andere Länder.

Die mittelständischen Unternehmen geniessen in der Schweiz einen sehr hohen Stellenwert. Als Wirtschaftsminister ist es mir deshalb ein Anliegen, den Fortbestand der Unternehmen mit möglichst guten Rahmenbedingungen zu erleichtern, ohne den nötigen Strukturwandel zu hemmen oder zu verhindern. Wir wollen sie pflegen und dafür sorgen, dass sie sich in unserer Wirtschaftslandschaft entfalten können.

Die Schweiz muss den Vergleich im internationalen wirtschaftspolitischen Umfeld nicht scheuen: Sie zeichnet sich beispielsweise durch den offenen Arbeitsmarkt, angemessene Steuern, gute rechtliche Rahmenbedingungen und eine vergleichsweise schlanke Administration aus. Die guten Rahmenbedingungen gilt es unbedingt zu sichern und weiter zu verbessern, damit wir diese wichtigen Standortvorteile der Schweiz auch in Zukunft bewahren können. Leider vernehmen wir in den letzten Wochen vermehrt schlechte Nachrichten. Von vielen bekannten Firmen – von

der Ascom über Lonza bis zur Gaba-Gruppe, von der UBS über Actelion bis zur Swiss Life – mussten wir in den letzten Monaten ähnliche Erklärungen hören: «Wenn wir morgen erfolgreich sein wollen, müssen wir unsere Unternehmen heute anpassen.» Vielen KMU, die man in der breiten Öffentlichkeit meist nicht mit Namen kennt, geht es gleich.



Bundesrat Johann N. Schneider-Ammann ist Vorsteher des Eidgenössischen Departements für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF).

Anpassen, umbauen, restrukturieren, fit machen für die Zukunft bedeutet leider nur allzu oft: Arbeitsplatzabbau in der Gegenwart. Niemand fällt solche Entscheide leichtfertig. Alle wissen, dass von diesen Entscheiden Menschen betroffen sind – und mit ihnen deren Familien, die sich Sorgen um ihre Zukunft machen.

Der in der Finanzindustrie angekündigte Stellenabbau hat strukturelle Gründe. Er ist eine Folge eines Strategiewechsels, der die Reduzierung von Kapazitäten zur Folge hat. Andere Sektoren wie die Exportindustrie kämpfen mit der sinkenden Nachfrage auf den Auslandmärkten oder wie die Hotellerie und die Gastronomie auch mit dem starken Schweizer Franken.

Noch nicht überwunden ist die Weltwirtschaftskrise, die Lage in Europa bleibt wegen der strukturellen Probleme angespannt. Damit muss die Schweiz eine Durststrecke in Kauf nehmen, denn wir verdienen jeden zweiten Franken im Ausland, jeden dritten im europäischen Raum. Sei es die Nationalbank, die Konjunkturforschungsstelle der ETH, die For-

Die Finanzkrise haben wir nicht zuletzt dank den vielen innovativen und flexiblen KMU besser überstanden als viele andere Länder.

schungsstellen der Banken oder das SECO: Die Prognosen gehen alle in die gleiche Richtung und zeigen, dass die schwierigen Zeiten noch nicht vorbei sind.

Dabei stehen wir wirtschaftlich derzeit noch bemerkenswert gut da. Auch wenn die Wachstumsprognosen von 1,4 Prozent auf 1 Prozent leicht nach unten korrigiert werden mussten: Im Gegensatz zu den meisten Ländern wächst unsere Wirtschaft immer noch. Für dieses Jahr wird mit einer leicht positiven Entwicklung gerechnet. Noch wichtiger aber als diese Wachstumszahl ist für mich die Zahl der Arbeitslosen. Und hier liegen wir mit rund 3 Prozent im internationalen Vergleich ausserordentlich gut.

Ich bin überzeugt, dass wir nicht zuletzt dank den KMU für die zweite Welle der Globalisierung gut positioniert sind. Allerdings müssen wir alles daran setzen, diese gute Ausgangslage nicht infrage zu stellen. Das heisst, wir müssen sorgsam darauf achten, dass wir bildungs- und forschungsmässig weiterhin an der Weltspitze mithalten können. Innovation ist der Schlüssel zu Wachstum in unserem Land. Selbst wenn Länder wie China und Indien ausserordentliche Erfolge vorweisen können, oder vielleicht auch gerade deshalb, sind und bleiben unsere innovativen Produkte und Dienstleistungen der Schlüssel zu unserem Erfolg.

Alles für die Kinder



Bildung ist das A und O. Damit der Nachwuchs auf dem globalen Arbeitsmarkt besteht, setzen auch mittelständische Familien vermehrt auf kostspielige Förderangebote.

Von Franziska K. Müller

EINE HÖHERE UND UMFASSENDE BILDUNG – einst das Privileg der Oberschicht und des Bildungsbürgertums – gehört heute zu einem wichtigen Ziel des breiten Schweizer Mittelstandes. Durchliefen Generationen von Mittelschichtkindern den klassischen Ausbildungspfad Volkschule mit anschliessender Berufslehre, so besuchen heute viele das Gymnasium oder gar eine nichtstaatliche Bildungsinstitution. Ob mathematische Frühförderung oder Waldkindergarten, ob zweisprachige Privatschule, exotischer Sprachunterricht oder Wirtschaftspraktikum in Beijing: Die Anbieter werden auch dank der Mittelschicht mit Anfragen überhäuft.

Doch woher kommt dieser hohe Stellenwert der Bildung? Ist es reines Statusdenken? Oder steckt dahinter die Sorge um die Zukunft der Kinder? «Viele Eltern haben Angst, dass es die Kinder nicht so weit bringen wie sie selber. Aber auch die zunehmenden Leistungsanforderungen sowie der Zertifizierungsdruck im Bildungssystem machen, dass der Mittelstand noch nie so viel in die Ausbildung des Nachwuchses investierte wie heute», sagt Margrit Stamm, Professorin für Erziehungswissenschaften an der Universität Freiburg. Und sie stellt fest: «Frühförderung ist zur Norm, das Gymnasium zum unhinterfragten Ziel geworden.»

Die Angst um die Zukunft der nächsten Generation wird zusätzlich angekurbelt durch die Globalisierung. Die Konkurrenz um die Arbeitsplätze ist international und gebildet. Bereits heute verfügt die Hälfte aller Zugewanderten über einen Fachhochschul- oder Universitätsabschluss. Die Konsequenz ist eine fortschreitende Akademisierung der Schweiz. Die Zahl der Studierenden an den universitären Hochschulen ist in den vergangenen zehn Jahren um über 35 Prozent gestiegen. Und: An den universitären Hochschulen stammen 54% der Studierenden aus Familien, in denen kein Elternteil über einen Hochschulabschluss verfügt.

Über alle Bildungsstufen hinweg beträgt der Anteil Privatschüler und -studenten 6,8 Prozent, vor zehn Jahren waren es noch 4,2 Prozent. Im internationalen Vergleich ist der private Bildungssektor in der Schweiz eher klein – wohl wegen >

ELTERN ERZÄHLEN

Monica Cosentino, 34, Verkäuferin, und Franco Cosentino, 48, Übersetzer, über Tochter Miriam, 14

« Miriam war schon immer sehr sprach-talentierte. Sie spricht neben ihren Muttersprachen Italienisch und Portugiesisch auch noch Englisch, Französisch und Deutsch. Mit elf begann sie Bücher über Tibet und China zu lesen, danach wollte sie unbedingt Chinesisch lernen. Wir wurden



als Kinder nicht gefördert und mussten uns hocharbeiten. Sich im Erwachsenenalter Bildung anzueignen, ist hart. Es braucht dafür enorme Disziplin und macht sich materiell nicht unbedingt bezahlt. Bei unseren Töchtern verfolgten wir den Grundsatz: kein Drill, aber was immer sie selbst anregen, wird auch unterstützt. Geigenunterricht, Malklassen und eben der Chinesischunterricht kosten viel Geld. Miriam ist ehrgeizig und sehr fleissig, auch weil sie sich in einer ähnlich interessierten Peer-Gruppe bewegt. Sie besucht das Gymnasium, worauf wir stolz sind, aber auch dafür müssen wir tief in die Tasche greifen für Bücher, Essen, Bahnspesen. All diese finanziellen Belastungen haben Konsequenzen. Bis vor einigen Jahren lebten wir noch in Horgen, dann zogen wir nach Wetzikon. Unsere letzte Ferienreise liegt drei Jahre zurück, und auch Konzert- oder Restaurantbesuche liegen nur selten drin. Natürlich arbeiten wir beide, sonst kämen wir finanziell nicht über die Runden. Miriam ist die Jüngste in der Chinesischklasse und gleichzeitig ist sie am längsten dabei.

Sie beherrscht bereits zweitausend Schriftzeichen. Vielleicht wird ihr das später einmal auch auf dem globalen Arbeitsmarkt helfen. Für ein gutes Herz gibt es allerdings keine Weiterbildung – man hat es einfach. Nach dem Studium möchte Miriam mit einer Hilfsorganisation zuerst ein Jahr lang nach Tibet gehen.»

Almut Eger, 45, Prozessgestalterin, und Pat Eger, 47, gelernter Elektriker, über Tochter Livia, 7

« Wir finden ein nachhaltiges und verantwortungsbewusstes Handeln ganz grundsätzlich wichtig. Werte wie Respekt und Weltoffenheit werden aber auch in der Arbeitswelt von morgen eine wichtige Rolle spielen. An der internationalen Privatschule unserer Tochter Livia sind unzählige Nationen vertreten. Der multikulturelle, englischsprachige Alltag ist für die Kinder normal. Die Kollegen stammen aus China, England oder den USA, und Livias beste Freundin ist Inderin. Kürzlich feierte die indische Gemeinschaft der Schule das Lichtfest Divali, und alle Kinder tanzten in Saris zu indischer Musik. Sie werden einfacher als frühere Generationen zu Weltbürgern und lernen, dass Werte nicht von der Hautfarbe abhängen. Wir bedauern, dass Privatschulen noch immer ein elitäres Image haben. Wir sind eine ganz normale Familie mit drei Kindern, die in die Pfadi gehen, musizieren und in einer normalen Wohnsiedlung leben. Ausflüge ins Erlebnisbad oder ins Verkehrshaus liegen kaum mehr drin, und manche Kleidungsstücke der Kinder tauschen wir Mütter untereinander aus. Auch die Mehrheit von Livias



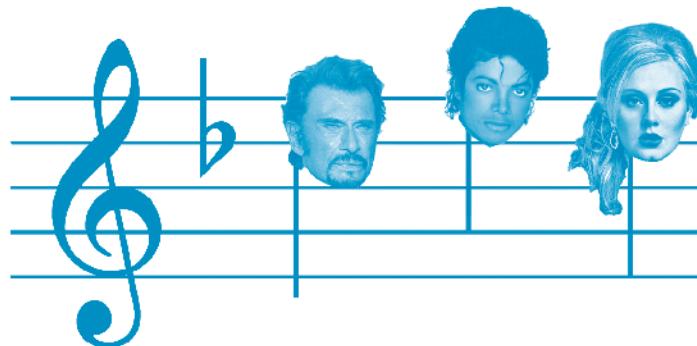
Mitschülern stammt aus Mittelstandsfamilien. Die Eltern wollen ihrem Nachwuchs die bestmöglichen Voraussetzungen für ein gutes Leben bieten und investieren deshalb in die Bildung. Dank den Kleinklassen haben die Lehrer in den Privatschulen die Möglichkeit, auf die Entwicklung des einzelnen Kindes einzugehen und Leistungsschwankungen aufzufangen. Und ein weiterer Pluspunkt der Privatschulen: die Blockzeiten an fünf Tagen pro Woche. Als berufstätige Mutter kann man sich voll auf den Beruf konzentrieren, wenn man weiß, dass das Kind optimal versorgt und gefördert wird.»

der qualitativ hochstehenden öffentlichen Institute –, doch die Zunahme bedeutet, dass über 40 000 Schüler und Studenten mehr ein privates Institut besuchen als vor 10 Jahren.

«Für eine Mehrheit der Mittelschicht ist Bildung längst kein selbstverständliches öffentliches, sondern ein hart umkämpftes privates Gut geworden», sagt Margrit Stamm. «Eltern sollten ihren Kindern ein gutes Startkapital mitgeben, sie dann aber selbstverantwortlich auf den Lebensweg entlassen», findet die Professorin. Ansonsten könnte auch in der Schweiz geschehen, was in England und den USA bereits gang und gäbe ist: Für die jahrelange Bildung ihrer Kinder sind die Väter und Mütter bereit, sich massiv zu verschulden. Tatsächlich sind auch Schweizer Mittelstandseltern bisweilen zu beträchtlichen finanziellen Opfern bereit, damit ihre Kinder im Bildungswettbewerb bestehen können. Gemäss einer Untersuchung der Zeitschrift «Beobachter» erhöhen immer mehr Mütter ihr Teilzeitpensum, weil das bisherige Familieneinkommen für die schulische Förderung der Kinder nicht mehr ausreicht. Und über ein Drittel der Mittelstands Familien bewegt sich wegen der Bildungsausgaben finanziell am Limit. Trotzdem antwortete die Hälfte davon: Eher als auf die Karriereförderung des Nachwuchses würden sie auf ein weiteres Kind verzichten.

Besonders ins Geld gehen die Privatschulen. Die neuen Institute befinden sich aber nicht in Schlössern und nicht in so klangvollen Ortschaften wie Zuoz, Gstaad oder Rolle am Genfersee, sondern in Olten und Zürich-West. Die Ziele sind ambitioniert: individuelle Förderung, zweisprachiger Schulunterricht, eine Matura, die das Studium an ausländischen Universitäten ermöglicht. Oder, wie es ein Bildungsinstitut in der Gewerbezone einer Zürcher Agglomerationsgemeinde verspricht: «Die Vorbereitung auf ein erfolgreiches Leben als globaler Bürger.» Ein hehres Ziel. Und ein legitimer Wunsch der Mittelstandseltern für ihre Kinder. □

Franziska K. Müller ist eine Zürcher Journalistin und Bestsellerautorin.



Das hohe C der breiten Masse

**Musik, die in der Mitte ankommt:
Wie Konzertveranstalter André Béchir
den Ton der Mehrheit trifft.**

Von Michael Krobath

André Béchir, Sie haben mit der Agentur Good News vierzig Jahre lang die Schweizer Hallen gefüllt. Erinnern Sie sich an Ihr erstes Grosskonzert?

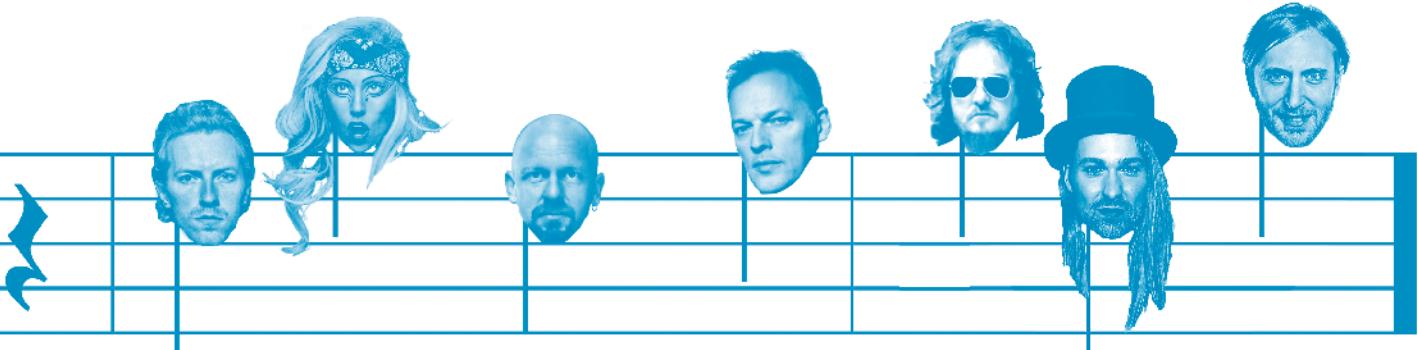
Pink Floyd am 9. Dezember 1972. Der Kommentar des späteren Hallenstadion-Direktors Sepp Voegeli: «Diese Rockmusik hat keine Zukunft.»

Wie weiss man, was die Masse liebt?

Indem man sich alles anhört. Ich liess mir nichts von der Musikindustrie schenken, sondern kaufte monatlich für mehrere hundert Franken Schallplatten und CDs. Dann machte ich einen Stapel «Verschenken», einen Stapel «Nochmals anhören» und einen Stapel «Unbedingt Management für ein Konzert kontaktieren». Dabei verlasse ich mich auf mein Bauchgefühl.

Gibt es keine objektiven Kriterien?

Keine Chance. Klar sind Coldplay eine überragende Liveband, aber dass sie an einem Tag 48 000 Tickets verkaufen, ist nicht vorhersehbar. Umgekehrt gibt es Künstler wie The Cranberries. Sie verkauften 7000 Tickets, und zwei Jahre später wollen sie gerade mal noch 1500 Leute im Volkshaus sehen. Warum? Keine Ahnung. Es gibt kein Rezept.



Wie klingt der Sound des Mittelstandes?

Das ist wohl der Geschmack des breiten Publikums, der Mainstream. Dieser hat sich in den letzten Jahrzehnten enorm gewandelt, die Palette wurde immer breiter – wie der Mittelstand auch. In den 1970er Jahren mutierte die ursprünglich revolutionäre Rockmusik zum Mainstream. In den Achtzigern kamen MTV und damit der Siegeszug des Pop mit Ikonen wie Madonna oder Michael Jackson. Heute füllen Stars der unterschiedlichsten Genres die Hallen. Von Schlagersänger Hansi Hinterseer über den Geiger David Garrett bis zum DJ David Guetta.

Es scheint, als würden sich die sozialen Unterschiede in der Musik zunehmend verwischen. In den 1990er Jahren begannen Sie sogar erfolgreich mit der Veranstaltung von Opernspektakeln.

Wer behauptet denn, Verdi oder Bizet hätten ihre Musik fürs Opernhaus geschrieben? Man muss daraus eine Show machen. Bei «Aida» deckten wir den Rasen des ganzen Fussballstadions St. Jakob gemäss der Geschichte mit einem Sandteppich ab, bauten den Nil nach, liessen Pferde und Adler auftreten. Was wollen denn die Leute? Ganz einfach: Brot und Spiele.

Wie reagierte das Establishment?

Es rümpfte die Nase und blieb fern, dafür bejubelten 50 000 Besucher frenetisch das Spektakel. In der Schweiz nehmen Politik und Establishment die Unterhaltungsmusik ganz generell zu wenig ernst. Schlage ich einem Hauptsponsor ein Ozzy-Osbourne-Konzert vor, hat er Bedenken, da Ozzy Osbourne einst in einem Video ein Huhn köpfte. Das stört in England die Queen nicht, im Gegenteil – sie hat Ozzy zum Thronjubiläum im Buckingham-Palast eingeladen.

Was sind die Eigenheiten des helvetischen Musikgeschmacks?

Die Mehrsprachigkeit macht den Markt schwieriger. Ein Johnny Hallyday füllt in der Westschweiz jede Halle, in der Deutschschweiz kennen nur wenige seine Musik. Genau umgekehrt ist es mit Bryan Adams. Andererseits sind die Schweizer kulturell sehr offen, wie ihre Affinität für die italienische Musik beweist. Zucchero oder Laura Pausini waren nirgendwo im Ausland so erfolgreich wie hier. Zudem hat der Mundartrock in der Schweiz einen grossen Stellenwert.

Ist Mundartrock die neue Volksmusik des Mittelstands?

Nicht nur des Mittelstands. Nehmen wir das Beispiel von Gölä. Er ist der Prototyp des Arbeiters, aber zu seinen Konzerten

kommen alle. Songs wie der «Schwan» berühren jeden, auch den Herrn Direktor oder die Frau Doktor. Selbst wenn sie das nicht zugeben würden.

Gehören Mainstream-Konzerte zum «kulturellen Kitt» unserer Gesellschaft?

Absolut. Und vielleicht mehr denn je. Heute redet man ja kaum mehr miteinander, vieles ist virtuell. Aber wenn Eric Clapton auf der Bühne steht, dann ist das real. Der Manager, die Hausfrau und der Teenager singen gemeinsam und sind per Du. Solche Gemeinschaftserlebnisse werden immer seltener. Live-musik ist nicht tot. Sie wird immer wichtiger.

Und immer teurer. Werden Konzerte bei Ticketpreisen von 200 Franken zum Luxusvergnügen für Begüterte?

Die Produktionskosten sind explodiert, das stimmt. Als 1972 bei Emerson Lake & Palmer der erste Sattelschlepper bei der Eishalle Wetzikon vorfuhr, widmete die «Schweizer Illustrierte» diesem Ereignis eine Doppelseite. Heute können es pro Konzert bis zu dreissig Sattelschlepper sein. Ich bin sicher, dass sich das Publikum auch künftig die teuren Konzerte von Stars wie Madonna oder U2 leistet. Sie gehören zur Champions League des Musikgeschäfts. Das sind einmalige Erlebnisse.

Bei so viel Leidenschaft: Warum wurden Sie eigentlich selbst nie Musiker?

Das hat mich nie interessiert. Als Kind musste ich Blockflöte spielen, und als Vater den Rasen mähte, da schmiss ich sie auf die Wiese. Damit war das Thema erledigt. Ich wollte immer etwas bewegen – organisieren und nicht musizieren. □



André Béchir, 63, organisierte mit seiner Agentur Good News von 1972 bis 2012 über 4000 Konzerte in der Schweiz.

Jetzt wird abgerechnet

Wie viel legt eine typische Schweizer Familie jeden Monat auf die Seite? Was ist ihr das Auto wert? Zahlt sie heute mehr fürs Wohnen als vor 80 Jahren? Eine detaillierte Analyse der Haushaltsrechnung.

Von Thomas Rühl

Sparbetrag

Der Grossteil der Mittelstandsfamilien spart. In einer betriebswirtschaftlichen Sichtweise entspricht der Sparbetrag dem «Gewinn», den der Haushalt am Ende des Monats übrig hat. Das angesparte Vermögen dient als finanzielle Absicherung oder zur Erfüllung diverser Zukunftsträume. Insgesamt sparen Schweizer Haushalte freiwillig rund 8 Prozent ihres Bruttoeinkommens. Durch das Zwangssparen in den Pensionskassen verdoppelt sich dieser Wert. Die Sparquote liegt aktuell etwas höher als noch vor zehn Jahren. Im Vergleich zur New-Economy-Blase hat die jüngste Finanzkrise den Schweizer Haushalten also weniger stark zugesetzt, was hauptsächlich mit der Robustheit des Arbeitsmarkts erklärbar ist. Im internationalen Vergleich zählen die Schweizer Haushalte zu den sparfreudigsten; in einer Reihe von Ländern wie Griechenland oder Neuseeland haben die Haushalte insgesamt eine negative Sparquote und leben damit quasi «auf Pump».

Einkommen aus Vermögen und Vermietung

Das Privatvermögen ist weltweit – und damit auch in der Schweiz – sehr ungleich verteilt. Ein Viertel aller Steuerpflichtigen weist abgesehen von Pensionskassenguthaben kein Vermögen auf. Gemäss dem Global Wealth Report der Credit Suisse besitzen Schweizer Erwachsene im Median 81'000 Franken Vermögen und damit rund 120 Prozent eines durchschnittlichen Jahreslohns. Die Erträge auf den Vermögen machen für die Mittelstandsfamilie jedoch nur etwa 0,9 Prozent des Gesamteinkommens aus. Angesichts der extrem tiefen Zinsen sind diese seit der Erhebung noch weiter gefallen.

Renten und Sozialleistungen

Dieser Posten umfasst AHV/IV-Renten, Renten aus Pensionskassen, Sozialleistungen und Taggelder der Arbeitslosenversicherung. Der Grossteil der Mittelstandsfamilien bezieht einzig Familienzulagen und Prämienverbilligungen, weshalb dieser Posten im Durchschnitt gering ausfällt.

Sporadische Einkommen

Geschenke, Verkäufe und Rückerstattungen. Mit dem Verkauf von nicht mehr benötigten Gartenmöbeln oder Handys auf Internet-Plattformen verdienen Mittelstandsfamilien mit wenig Aufwand (etwas) Geld.

Wohnen und Energie / Nahrungsmittel

Für den Grossteil der Schweizer Haushalte sind die Wohnkosten der grösste Ausgabenposten. Aufgrund des steilen Anstiegs der Immobilienpreise und Mieten in den Agglomerationen hat deren Anteil zugenommen. Hier zeigt sich ein spannender Unterschied zwischen «Alteingesessenen», die das Wohnobjekt schon länger besitzen oder mieten, und Zuzügern, die von diesem Preisanstieg tatsächlich betroffen sind. Im Warenkorb des Landesindex der Konsumentenpreise nehmen Wohnen und Energie (Heizung, Elektrizität) heute 26 Prozent

Einkommen

Erwerbseinkommen

Einkommen aus Vermögen und Vermietung

Renten und Sozialleistungen

Transfers von anderen Haushalten

Sporadische Einkommen

Total

Ausgaben

Sozialversicherungsbeiträge

Steuern

Krankenkassen: Prämien für die Grundversicherung

Monetäre Transferausgaben an andere Haushalte

Übrige Versicherungen, Gebühren und Übertragungen

Nahrungsmittel und alkoholfreie Getränke

Alkoholische Getränke und Tabakwaren

Gast- und Beherbergungsstätten

Bekleidung und Schuhe

Wohnen und Energie

Wohnungseinrichtung und laufende Haushaltungsführung

Gesundheitsausgaben

Verkehr

Nachrichtenübermittlung

Unterhaltung, Erholung und Kultur

Andere Waren und Dienstleistungen

Sparbetrag

Total

CHF	
9023	
90	
636	
83	
370	
10 201*	
1 110	
845	
598	
75	
532	
902	
96	
570	
299	
1 539	
357	
271	
857	
208	
749	
320	
876	
10 201*	

der Haushaltsausgaben ein. Bei der ersten Berechnung im Jahr 1926 lag der Anteil mit 28 Prozent praktisch gleich hoch. Obwohl der Wohnraum pro Kopf gestiegen und sich die Ausstattung verbessert hat (ferngesteuerte Keramik-kochherde und Multistrahlg-Jacuzzis), die Zahl der Kinder jedoch gefallen ist, sind die «qualitätsadjustierten» Wohnkosten pro Kopf heute de facto geringer. Bei den Ausgaben für Nahrungsmittel ist der Rückgang allerdings wesentlich stärker: Ihr Budgetanteil ist im selben Zeitraum von 57 Prozent auf 10 Prozent zurückgegangen. Einerseits sind die relativen Preise für Lebensmittel heute geringer, andererseits haben die Haushalte höhere Realeinkommen und verwenden die zusätzlichen Mittel nicht für Lebensmittel, sondern andere Güter und Dienstleistungen. Gegenüber 1926 hat der Mittelstand heute also deutlich mehr Mittel für nichtexistenzielle Güter und Dienstleistungen zur Verfügung.

• **Krankenkassen**

Mit monatlich 598 Franken sind die Prämien der obligatorischen Krankenversicherung für die Mittelstandsfamilie nur geringfügig tiefer als die Steuern (845 Franken). Zusammen mit den freiwilligen Versicherungen geben Familien somit mehr für Prämien aus als für Steuern.

• **Alkoholische Getränke und Tabakwaren**

Mit monatlich 96 Franken fallen die Ausgaben für Alkohol und Tabak bei der Mittelstandsfamilie nur gering ins Gewicht. Ganz anders sieht die Rechnung beim Bund aus: Die Erträge aus der Bier-, Schnaps- und Tabaksteuer entsprechen rund 4,7 Prozent aller Fiskaleinnahmen und tragen damit namhaft zur finanziellen Gesundheit von Bund und Sozialversicherungen bei.

• **Verkehr**

Der grösste Teil der Verkehrsausgaben der Mittelstandsfamilie entfällt auf Autos und Treibstoff. Mit zunehmendem Erwerbseinkommen geben Familien höhere Beträge für Personenwagen aus. Zumindest gemäss der Statistik ist die Wahl des Autos also weiterhin ein Indikator für den finanziellen Wohlstand.

• **Unterhaltung, Erholung, Kultur**

Im Budget der Mittelstandsfamilie nimmt der Sport (z.B. Fitness-Abos oder Skiausrüstungen) mit monatlich 230 Franken den höchsten Anteil ein. Kulturausgaben, Bücher und Medien fallen mit 175 Franken geringer aus. Auf die sogenannte «Hochkultur» entfällt nur ein geringer Betrag: Die Ausgaben für Theater-, Konzert-, Kino- und Museumseintritte sind mit monatlich 28 Franken im Durchschnitt geringer als die Fernsehkonzession (35 Franken). Die Anschaffung von Unterhaltungselektronik sowie Pauschalreisen gehen ungefähr gleich stark ins Geld wie die Kulturausgaben. Dies deutet darauf hin, dass das reiche Kulturangebot in der Schweiz von einem eher kleinen Teil der Haushalte genutzt wird.

• **Andere Waren und Dienstleistungen**

In diese Kategorie fällt eine Reihe von verschiedenen Ausgabenpositionen, etwa Körperpflege und «soziale Dienstleistungen». Während die Kosten der Kinderbetreuung in Krippen oder von Tagesmüttern für die betreffenden Haushalte stark ins Gewicht fallen, schlagen diese im Durchschnitt nur mit 78 Franken pro Monat zu Buche. Da nur ein kleiner Anteil der Schweizer Familien ihre Kinder fremdbetreuen lässt, erscheint dieser Posten in der Statistik geringer als die Ausgaben für Körperpflegeartikel. Dieses Beispiel zeigt, dass das Budget je nach Haushaltsform extrem unterschiedlich sein kann und eine Durchschnittsbetrachtung schnell an ihre Grenzen stösst. □

Thomas Rühl, Leiter Regionalanalyse, Credit Suisse Economic Research.

* Wegen Rundungen ergeben die Beträge auf beiden Budgetseiten nicht genau 10 201 Franken.

Definition: Das Budget basiert auf dem Medianeinkommen für Familien und stellt einen hypothetischen Haushalt mit 1,5 Kindern dar.

Das Ende einer Idylle



Jörn Kaspahl ist ein Hamburger Illustrator. Seine Arbeiten erschienen unter anderem in «The New Yorker», «Monocle», «GQ», «Wired» und «Der Spiegel».



Erleben Sie TECHART
Individualisierung für
Ihr Porsche Modell.

Besuchen Sie TECHART
am Genfer Auto-Salon
in Halle 2, Stand 2250.

TECHART für den Porsche Cayenne.

Entdecken Sie Ihre Lieblingsseiten.

TECHART Individualisierungsprogramme sind atemberaubend elegant und aufregend sportlich. Voller Charakter und so unverwechselbar wie Ihre Persönlichkeit. Zum Beispiel das Programm für die Porsche Cayenne Modelle.

Original TECHART bedeutet aber auch: TÜV- und DTC-zertifizierte Entwicklungsprozesse, höchste Material- und Fertigungsqualität, strenge Sicherheitsprüfungen sowie umfangreiche Testzyklen. Im Windkanal und auf der Rennstrecke. Auf dem Prüfstand und im Crashversuch.

Ganz nach unserem Grundprinzip: Erstausrüsterqualität.

Erleben Sie TECHART Individualisierung selbst.
Mit den vielfältigen Programmen für Ihren Porsche Boxster, Cayman, 911, Panamera oder Cayenne.



TOYOTA

ALWAYS A
BETTER WAY

GEWÖHNLICH WAR GESTERN. DER NEUE TOYOTA AURIS.



+ Fr. 3'500.–
CASH BONUS

+ Fr. 1'000.–
EINTAUSCHPRÄMIE**

= Fr. 4'500.–
KUNDENVORTEIL



Jetzt bei Ihrem Toyota Partner:
Ab Fr. 31'000.–*. Mit 3,9% Leasing: Fr. 324.– pro Monat*.

toyota-hybrid.ch

*Empfohlener Netto-Verkaufspreis nach Abzug von Cash Bonus und Eintauschprämie**, inkl. MwSt. **Auris Hybrid** Luna 1,8 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 100 kW (136 PS), 5-Türer, Fr. 35'500.– abzgl. Cash Bonus von Fr. 3'500.– und Eintauschprämie** von Fr. 1'000.– = Fr. 31'000.–, Leasingzins Fr. 324.65, Ø Verbrauch 3,8 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 87 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A, Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 153 g/km. Abgebildetes Fahrzeug: **Auris Hybrid** Sol 1,8 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 100 kW (136 PS), 5-Türer, Fr. 38'300.– abzgl. Cash Bonus von Fr. 3'500.– und Eintauschprämie** von Fr. 1'000.– = Fr. 33'800.–, Leasingzins Fr. 353.95. **Leasingkonditionen:** effektiver Jahreszins 3,97%, Leasingzins pro Monat inkl. MwSt., Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 20%, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mindestens Fr. 1'000.–), Laufzeit 48 Monate und 10'000 km/Jahr. Weitere Berechnungsvarianten auf Anfrage. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Die Verkaufsaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse mit Inverkehrsetzung bis 30. Juni 2013 oder bis auf Widerruf. Nur bei den teilnehmenden Toyota Partnern. **Bei Eintausch Ihres aktuellen Fahrzeugs (PW) durch den Toyota Partner und Kauf eines neuen Auris. Die Eintauschprämie wird vom Verkaufspreis des Auris Neuwagens abgezogen.